



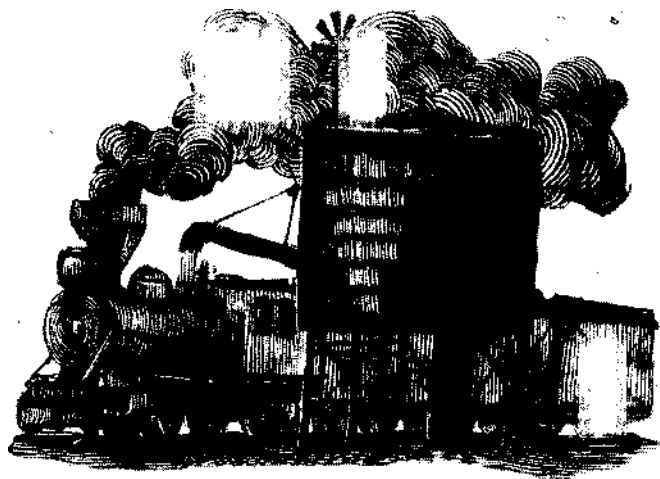
Abends gegen 10 Uhr fuhr der Central-Pacific-Expreß vom Bahnhof Sacramento in Richtung Osten ab. Wir waren etwa ein Dutzend junger Burschen und verteilten uns im Dunkeln vor dem Zug, bereit aufzuspringen. Die Lokomotive piffte, und der Expreß setzte sich in Bewegung. Ich folgte Bobs Rat und enterte unverzüglich das Dach, das heißt, ich kletterte auf das Dach eines der Gepäckwagen. Dort legte ich mich auf den Bauch, das Herz schlug mir bis zum Hals. Das gesamte Zugpersonal war hinter uns her und »schmiß« kurzerhand alle, die erwischt wurden. Nachdem der Zug eine halbe Meile gefahren war, hielt er an, die

Zugbegleiter warfen die letzten hinunter, die sich noch hatten halten können. Ich war als einziger übriggeblieben.

So begannen die Abenteuer Jack Londons als blinder Passagier. Am Anfang und am Ende all seiner Erlebnisse (bisher unter dem Titel »Abenteurer des Schienenstrangs« bekannt) stand der Polizist, denn das Auge des Gesetzes suchte eifrig nach Obdachlosen und Hungrigen. Es war eben nicht immer ein Vergnügen, ein Tramp zu sein.

Jack London

Abenteuer eines Tramps



Verlag Neues Leben Berlin

Titel des amerikanischen Originals: The Road
Ins Deutsche übertragen von Irmhild Brandstädter

Illustrationen von Horst Bartsch

scanned by khap market

© Verlag Neues Leben, Berlin 1967
Lizenz Nr. 303 (305/116/84)
LSV 7721
Umschlag: Horst Bartsch
Typografie: Katrin Kampa
Schrift: 9p Times
Gesamtherstellung: GG Völkerfreundschaft Dresden
Bestell-Nr. 641 469 8
00180

Inhalt

Geständnis	5
Schwarzfahrt	18
Streiflichter	34
Geschnappt	45
Hinter Gittern	59
Bei Nacht und Nebel	72
Junge Füchse und Greenhorns	88
Zweitausend Stromer	101
Hüter der Ordnung	113
Nachwort	128

Geständnis

Im Staat Nevada lebt eine Frau, die ich einmal belogen habe, ohne mit der Wimper zu zucken, hartnäckig und schamlos, und das mehrere Stunden lang. Ich möchte mich nicht bei ihr entschuldigen. Beileibe nicht. Aber ich möchte die Sache doch erklären. Unglücklicherweise weiß ich nicht mal ihren Namen, geschweige denn ihre gegenwärtige Adresse. Aber sollte sie zufällig diese Zeilen lesen, wird sie hoffentlich an mich schreiben.

Es war also in Reno, Nevada, im Sommer 1892. Außerdem war gerade Jahrmarkt, und in der Stadt wimmelte es nur so von Langfingern und Gaunern, gar nicht zu reden von einer riesigen Horde hungriger Landstreicher. Die Stadt wirkte regelrecht verhungert durch diese hungrigen Landstreicher. Sie trommelten so lange an die Hintertüren der Häuser der Einwohner, bis sich die Hintertüren nicht mehr öffneten.

Eine unfreundliche Stadt, was das Fechtengehen anging, wie die Tramps damals meinten. Ich kann mich noch gut entsinnen, daß ich so manch eine Mahlzeit auslassen mußte, wo ich doch genausogut wie jeder andere, wenn nötig, mit dem Stiefel gegen ein Tor donnern konnte, um ein Butterbrot zu ergattern oder gar ein richtiges Essen, oder um wenigstens eine milde Gabe auf der Straße zu erbeuten. Ja, so schlecht ging es mir damals in dieser Stadt, daß ich eines Tages dem Schaffner entwichte und in das Privatabteil irgendeines reisenden Millionärs eindrang. Der Zug fuhr gerade an, als ich die Plattform erreichte; ich stürzte auf besagten Millionär zu, der Schaffner mir dicht auf den Fersen, um mich zu schnappen. Es war ein totes Rennen, denn in demselben Augenblick, als ich den Millionär erreichte, hatte mich der Schaffner auch schon am Kragen. Es blieb keine Zeit für Formalitäten. »Geben Sie mir 'nen Vierteldollar für 'n bißchen Essen«, konnte ich nur ausstoßen. Und so wahr ich lebe, der Millionär langte in seine Tasche und gab mir - genau und wahrhaftig - einen Vierteldollar, Ich bin fest davon überzeugt, er war so verdattert, daß er automatisch gehorchte, und es hat mir seitdem immer wieder leid getan, daß ich ihn nicht um einen ganzen Dollar gebeten habe. Ich bin sicher, daß ich auch den bekommen hätte. Ich sprang von der Plattform jenes Privatabteils ab, während der Schaffner bemüht war, mir ins Gesicht zu treten. Aber er traf nicht. Man ist in einer verdammt unangenehmen Lage, wenn man gerade versucht, von einem fahrenden Wagen zu springen, ohne sich dabei den Hals zu brechen, einen wütenden Kerl

über sich, der einem mit Schuhgröße fünfundvierzig ins Gesicht treten will. Aber trotzdem - den Vierteldollar hatte ich! Hatte ihn tatsächlich!

Doch um auf die Frau zurückzukommen, die ich so schamlos belogen habe. Es war am Abend meines letzten Tages in Reno. Ich war draußen auf der Rennbahn gewesen, hatte den Ponies zugesehen und dabei mein Dinner (also meine Mittagsmahlzeit) verpaßt. Ich war hungrig, und zu allem Übel hatte man gerade ein Komitee für öffentliche Sicherheit gebildet, das die Stadt von solch hungrigen Sterblichen wie mich säubern sollte. Eine ganze Reihe meiner Kumpels war bereits vom Gesetz geschnappt worden, während ich sozusagen die sonnigen Täler Kaliforniens über die kalten Gipfel der Sierra rufen hören konnte. Zwei Dinge blieben mir zu tun, ehe ich den Staub Renos von den Füßen schüttelte. Einmal mußte ich den Gepäckwagen des westwärts abgehenden Nachtzuges erreichen, und zum anderen mußte ich mir etwas zu essen organisieren. Selbst junge Menschen werden es sich zweimal überlegen, mit leerem Magen auf die Reise zu gehen, eine Fahrt die ganze Nacht hindurch, draußen an den Zug geklebt, der durch Tunnel und auf unendlichen Schneeweiten himmelhoher Berge dahinrast.

Aber das mit dem Essen war ein schwieriges Unterfangen. An einem Dutzend Türen war ich bereits abgewiesen worden. Mitunter hatte ich häßliche Bemerkungen einstecken müssen und war auf das vergitterte Domizil hingewiesen worden, in das ich von Rechts wegen gehörte. Das schlimmste davon war, daß solche Behauptungen nur allzusehr stimmten. Und gerade deshalb wollte ich noch denselben Abend in Richtung Westen abdampfen. Die Hand des Gesetzes griff in der Stadt um sich, emsig auf der Suche nach Hungrigen und Obdachlosen, für die es genug Platz hinter Schloß und Riegel gab.

An anderen Häusern wieder schlug man mir die Tür vor der Nase zu, so daß ich mit meiner höflich und bescheiden vorgetragenen Bitte nach etwas Eßbarem gar nicht zu Ende kam. An einer Stelle machten sie nicht mal die Tür auf. Ich stand auf der Veranda und klopfte, aber man beobachtete mich nur durch die Fenster. Sie hoben sogar einen kräftigen kleinen Jungen hoch, damit er über die Schultern der anderen hinweg den Landstreicher sehen konnte, der in ihrem Hause nichts zu essen bekommen würde.

Fast hatte es den Anschein, als müßte ich zu den Ärmsten der Armen gehen, um etwas, zu essen zu bekommen. Die wirklich Armen sind für den hungrigen Tramp die letzte sichere Zuflucht. Auf die wirklich Armen kann man sich immer verlassen. Sie werden einen Hungrigen nie von ihrer Tür weisen. Mehr als einmal, überall in den Vereinigten Staaten, wurde mir etwas Eßbares von dem vornehmen Haus auf der Anhöhe abgeschlagen; aber in der kleinen Hütte unten am Bach oder

Sumpf, die zerbrochenen Fensterscheiben mit Lumpen ausgestopft, die Frau verhärrt und abgearbeitet, da habe ich immer etwas zu essen bekommen. O ihr, die ihr immer von Nächstenliebe schwafelt! Geht hin zu den Armen und lernt von ihnen, denn nur die Armen wissen, was Nächstenliebe ist. Von ihrem Überfluß können sie einem weder etwas geben noch etwas vorenthalten. Sie haben keinen Überfluß. Sie geben von dem, was sie für sich selbst brauchen, und vorenthalten es einem nie, und sehr oft geben sie sogar von dem, was sie für sich selbst bitter nötig hätten. Ein Knochen für den Hund - das ist keine Nächstenliebe. Nächstenliebe ist es, den Knochen mit dem Hund zu teilen, wenn man selbst genauso hungrig ist wie der Hund.

Besonders ein Haus werde ich nicht vergessen, aus dem ich an dem Abend damals hinausgeworfen wurde. Die Verandatüren führten direkt in das Speisezimmer, und durch die Glasscheiben konnte ich einen Mann Pastete essen sehen - eine große Fleischpastete. Ich stand in der offenen Tür, und während er sich mit mir unterhielt, aß er immer weiter. Er war von der wohlhabenden Sorte, und aus dieser Wohlhabenheit heraus war er voller Haß gegen seine weniger glücklichen Mitmenschen.

Er unterbrach meine Bitte nach etwas Essen und schnauzte los: »Zum Arbeiten hast du wohl keine Lust, wie?« Das war eine völlig abwegige Frage. Ich hatte kein Wort über Arbeit gesagt. Das Thema der Unterhaltung, mit der ich angefangen hatte, hieß »Essen«. Und um ehrlich zu sein, ich hatte keine Lust zu arbeiten. Ich wollte doch heute nacht den nach Westen abgehenden Fernzug kriegen.

»Du würdest bestimmt nicht arbeiten, wenn du Gelegenheit dazu hättest«, herrschte er mich an.

Ich warf einen Blick auf seine sanft aussehende Frau und begriff, daß ich eine schöne Portion Fleischpastete bekommen hätte, wenn nicht dieser Zerberus dagewesen wäre. Aber so schaufelte er die Pastete in sich hinein, und ich sah, daß ich ihm irgendwie zum Munde reden mußte, wollte ich noch etwas davon abhaben. So seufzte ich nur still vor mich hin und ging auf sein moralisches Gefasel über die Arbeit ein.

»Natürlich würde ich arbeiten«, gab ich vor.

»Glaub ich nicht«, schnaubte er.

»Lassen Sie's doch darauf ankommen«, antwortete ich und erwärmte mich selbst an dem Gedanken.

»Gut«, sagte er. »Komm morgen früh zur Straße X, Ecke Y. (Ich habe die Adresse vergessen.) Du weißt doch, wo das heruntergebrannte Gebäude ist. Ich werde dir Arbeit geben, kannst Ziegelsteine schleppen.«

»Geht in Ordnung, Sir, ich komme.«

Er grunzte bestätigend und aß weiter. Ich wartete. Nach ein paar Minuten blickte er auf; man sah seinem Gesichtsausdruck an, daß er geglaubt hatte, ich sei längst fort, und fragte: »Na?« »Ich ..., ich habe noch gewartet, ich hätte gern etwas zu essen«, sagte ich höflich.

»Ich wußte doch, daß er keine Lust zur Arbeit hat!« brüllte er los.

Natürlich hatte er recht; er mußte wohl Gedanken lesen können, um zu dieser Feststellung zu kommen, denn beweisen konnte er es nicht. Aber der Bettler an der Tür muß demütig sein, und so ging ich denn auf seine Feststellung ein, wie ich auch auf seine Moralpredigt über die Arbeit eingegangen war.

»Wissen Sie, ich bin aber jetzt hungrig«, sagte ich, immer noch höflich. »Morgen früh werde ich noch hungriger sein. Stellen Sie sich mal vor, wie hungrig ich erst sein werde, wenn ich einen ganzen Tag lang Steine geschleppt habe ohne irgend etwas im Magen. Wenn Sie mir aber jetzt schon etwas zu essen geben, werde ich morgen mit den Ziegelsteinen ganz groß in Form sein.«

Er überdachte ernsthaft meine Einwände, während er weiter aß und seine Frau beinahe ein paar versöhnende Worte eingeworfen hätte, es dann aber doch lieber sein ließ.

»Ich werde dir mal etwas sagen«, meinte er zwischen zwei Happen. »Du kommst morgen zur Arbeit, und wenn der halbe Tag rum ist, schieße ich dir soviel vor, daß es zu einer Mahlzeit reicht. Da können wir ja dann mal sehen, ob es dir ernst ist oder nicht.«

»Und inzwischen ...«, fing ich an, aber er unterbrach mich.

»Gebe ich dir jetzt etwas zu essen, sehe ich dich nie wieder. Diese Sorte kennen wir. Schau mich an. Ich schulde keinem etwas. Ich habe es nie soweit kommen lassen, daß ich um Essen betteln mußte. Ich habe mir mein Essen immer rechtschaffen verdient. Und das ist der springende Punkt bei dir, du bist faul und liederlich. Man sieht es dir am Gesicht an. Ich habe immer gearbeitet und bin ehrlich. Ich habe mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin. Und du kannst es genau so weit bringen, wenn du arbeitest und ehrlich bist.«

»Wie Sie?« fragte ich.

O je, nicht ein Funken Humor war jemals in die düstere und kleinliche Seele dieses Mannes gedrungen.

»Ja, wie ich«, antwortete er.

»Wir alle?« fragte ich.

»Ja, ihr alle«, antwortete er, und sein Tonfall klang überzeugt.

»Aber wenn wir nun alle wie Sie werden«, sagte ich, »möchte ich Sie doch darauf hinweisen, daß es dann niemanden mehr gibt, der Steine für Sie schleppt!«

Ich könnte schwören, daß über das Gesicht seiner Frau ein Lächeln lief. Was ihn betraf, so war er völlig verblüfft - ob angesichts der

entsetzlichen Aussicht auf eine reformierte Gesellschaft, in der er niemanden mehr zum Steineschleppen kriegen würde, oder wegen meiner Unverschämtheit, werde ich nie erfahren.

»Ich verschwende meine Worte doch nicht an so einen wie dich«, brüllte er los. »Mach, daß du davonkommst, du undankbarer Kerl!«

Ich schurrte mit den Füßen, um anzudeuten, daß ich gehen würde, und fragte: »Und zu essen bekomme ich nichts?«

Er sprang plötzlich auf. Er war ein Riese von Mann. Ich aber war ein Fremder in einem fremden Land, und die Hand des Gesetzes brauchte nur nach mir zu greifen. Ich lief schnell davon. Aber warum undankbar? fragte ich mich und schlug das Tor zu. Was, zum Teufel, hat er mir gegeben, wofür ich undankbar gewesen sein könnte? Ich sah noch einmal zurück. Ich konnte ihn immer noch durch das Fenster sehen. Er war zu seiner Pastete zurückgekehrt.

Inzwischen hatte ich allen Mut verloren. Ich ging an vielen Häusern vorbei, ohne auch nur bei einem mein Glück zu versuchen. Ein Haus glich dem anderen, aber keins wirkte einladend. Nachdem ich etwa ein halbes Dutzend Häuser blocks hinter mir gelassen hatte, schüttelte ich meine Verzagtheit ab und riß mich zusammen. Schließlich war diese ganze Bettelei um ein bißchen Essen ein Spiel, und wenn mir die Karten nicht paßten, mußte eben noch einmal gemischt werden. Ich entschied mich also, es mit dem nächsten Haus zu versuchen. Ich pirschte mich im abendlichen Zwielficht heran, hinten herum zur Küchentür.

Zaghaft klopfte ich an, und als ich das freundliche Gesicht der Frau mittleren Alters sah, die mir öffnete, hatte ich wie eine Eingebung sofort die »Geschichte« parat, die ich jetzt erzählen mußte. Denn soviel steht fest: Von der Fähigkeit, eine gute Geschichte zu erzählen, hängt der Erfolg des Bettlers ab. Zuerst, und das in einem Augenblick, muß der Bettler sein Opfer richtig einschätzen. Danach muß er eine Geschichte erzählen, die genau auf Persönlichkeit und Temperament dieses Opfers abgestimmt ist. Und gerade hier taucht die große Schwierigkeit auf: Man hat sich noch kaum ein richtiges Bild von seinem Opfer gemacht, und schon muß man mit seiner Geschichte anfangen. Nicht eine Minute darf man verlieren, um sich erst etwas zurechtzulegen. In Blitzesschnelle muß man die Natur seines Opfers erfassen und eine Geschichte erfinden, die genau hinhaut. Ein erfolgreicher Landstreicher ist so etwas wie ein Künstler. Er muß aus dem Augenblick und aus der spontanen Eingebung heraus schöpfen und kann nicht ein Thema aus der Fülle seiner Phantasie wählen, sondern muß sich auf das Thema konzentrieren, das er vom Gesicht desjenigen abliest, der ihm die Tür öffnet, gleich, ob Mann, Frau oder Kind, lebenswürdig oder mürrisch, großzügig oder knausrig, gutmütig

oder streitsüchtig, Jude oder Heide, schwarz oder weiß, voller Rassenvorurteile oder brüderlicher Nächstenliebe, mit engem oder weitem Horizont oder was sonst noch alles sein mag. Oft habe ich den Eindruck, daß mein Erfolg als Schriftsteller zum guten Teil auf das Training während meiner Vagabundenzeit zurückzuführen ist. Um etwas zu essen zu bekommen und mich am Leben zu erhalten, war ich gezwungen, Geschichten zu erzählen, die glaubhaft klangen.

Wenn man - von unerbittlichem Zwang getrieben - am Hintereingang steht, entwickelt man die Überzeugungskraft und Aufrichtigkeit, die bei der Kunst der Kurzgeschichte von allen Sachverständigen gefordert wird. Ich glaube weiterhin, daß meine Landstreicherlehrzeit es war, die einen Realisten aus mir gemacht hat. Realismus stellt die einzige Ware dar, die man an der Küchentür für etwas Eßbares zu bieten hat.

Überhaupt, Kunst ist nur vollendete Kunstfertigkeit, und Kunstfertigkeit rettet so manche Geschichte. Ich weiß noch, wie ich auf einer Polizeistation in Winnipeg, Manitoba, gelogen habe. Ich wollte mit der Canadian-Pacific nach Westen. Wie üblich erwartete die Polizei von mir eine Geschichte, und die lieferte ich ihnen denn auch - einfach so aus dem Augenblick heraus. Sie waren ausgesprochene Landratten, mitten auf dem Kontinent, und was ergab sich da besser als eine Seemannsgeschichte? Dabei konnten sie mir nie auf die Schliche kommen! Und so erzählte ich eine rührselige Geschichte meines Lebens auf dem Höllendampfer »Glenmore«. (Ich hatte ein einziges Mal die »Glenmore« in der San-Francisco-Bucht vor Anker liegen sehen.)

Ich wäre ein englischer Schiffsjunge, erzählte ich ihnen. Sie aber meinten, ich würde nicht wie ein Engländer sprechen. Es lag also an mir, sofort etwas Entsprechendes zu erfinden. Ich wäre in den Vereinigten Staaten geboren und aufgewachsen. Nach dem Tode meiner Eltern hätte man mich nach England zu meinen Großeltern gebracht. Diese wiederum hätten mich als Schiffsjungen auf die »Glenmore« gegeben. Der Kapitän der »Glenmore« möge mir verzeihen, daß ich ihn an jenem Abend auf der Polizeistation in Winnipeg so schrecklich geschildert habe. So was von Grausamkeit! So was von Brutalität! Solch ein Teufel im Erfinden von Quälereien! Das erklärte hinreichend, warum ich die »Glenmore« in Montreal verlassen hatte.

Aber was ich mitten in Kanada suche und warum ich weiter nach Westen wollte, wenn meine Großeltern in England lebten? Prompt erfand ich eine verheiratete Schwester in Kalifornien. Sie würde für mich sorgen. Ich malte des langen und breiten ihre liebevolle Natur aus. Aber sie gaben sich immer noch nicht zufrieden, jene hartherzigen Polizisten. Ich war in England auf die »Glenmore« gegangen; wo denn

die »Glenmore« in den beiden Jahren gewesen sei, ehe ich sie in Montreal verlassen hatte? Daraufhin schleppte ich diese Landratten mit mir um die ganze Welt. Von donnernden Wogen umhergeworfen, von schäumendem Gischt gepeitscht, kämpften sie gemeinsam mit mir vor der Küste von Japan gegen einen Taifun an. Sie luden und löschten mit mir die Fracht in allen Häfen der sieben Meere. Ich führte sie nach Indien, nach Rangoon, nach China, sie mußten mit mir das Eis um Kap Hoorn aufbrechen und konnten schließlich in Montreal vor Anker gehen.

Dann ließen sie mich eine Weile warten, und ein Polizist ging in die Nacht hinaus, während ich mich am Ofen wärmte und mir die ganze Zeit den Kopf zerbrach, was für eine Falle sie mir jetzt stellen würden.

Ich stöhnte nur innerlich, als ich ihn an der Tür sah, wie er direkt hinter dem Polizisten hereinkam. Diese dünnen Goldringe in seinen Ohren waren kein Zigeunertand; seine Haut war nicht im Präriewind so wettergebräunt und ledern geworden; und weder Schneestürme noch Berghänge hatten ihm diesen typischen, wiegenden Gang verliehen. Und in seinen Augen, als sie mich anblickten, sah ich den unverkennbaren Sonnenglanz des Meeres. Jetzt galt es, etwas zu erfinden, du meine Güte, und das vor einem halben Dutzend Polizisten, die mir genau zuhörten - ich, der ich noch nie das Chinesische Meer befahren, noch nie um Kap Hoorn gesegelt war, geschweige denn Indien oder Rangoon mit eigenen Augen gesehen hatte.

Ich war verzweifelt. Unheil drohte mir in Gestalt dieses wettergebräunten Seebären mit den Goldringen in den Ohren. Wer war er? Was war er? Ich mußte das aus ihm herausbekommen, ehe er etwas aus mir herausbekam. Ich mußte mir einen neuen Kurs suchen, oder jene gemeinen Polizisten würden mir einen anderen Kurs vorschreiben, und zwar den in die Zelle, vors Polizeigericht und wieder in eine Zelle. Wenn er mich erst ausfragte, ehe ich wußte, wieviel er wußte, war ich verloren.

Aber ließ ich mir gegenüber diesen luchsäugigen Hütern des öffentlichen Wohls von Winnipeg irgend etwas von meiner verzweifelten Lage anmerken? Ich nicht. Ich begegnete dem alten Seemann leuchtenden Auges und strahlend, mit all der vorgetäuschten Erleichterung eines Ertrinkenden, der bei seinen letzten verzweifelten Bemühungen einen Rettungsring zu fassen bekommt. Hier war ein Mann, der mich verstand und der meine wahre Geschichte den Spürhunden gegenüber bestätigen würde, die mich nicht verstehen wollten - so jedenfalls stellte ich mir mein weiteres Schauspiel vor. Ich stürzte mich auf ihn, ich überschüttete ihn mit Fragen über seine Person. Vor den Augen meiner Richter wollte ich hinter den Charakter

meines Retters kommen, ehe er mich rettete.

Er war ein freundlicher Seemann - und eine »leichte Beute«. Die Polizisten wurden ungeduldig, während ich ihn ausfragte. Schließlich sagte einer, ich solle den Mund halten. Ich hielt den Mund; aber während ich schwieg, war ich eifrig dabei, das Drehbuch für den nächsten Auftritt zu entwerfen. Ich hatte bereits genug erfahren, um darauf weiter aufzubauen. Er war Franzose. Er war immer nur auf französischen Handelsschiffen gefahren, ausgenommen eine einzige Reise auf einem »Apfelsinenkahn«. Und außerdem war er zu meinem Glück die letzten zwanzig Jahre nicht mehr auf See gewesen.

Die Polizisten drängten ihn, mich auszufragen.

»Sie sind also Rangoon angelaufen?« fragte er.

Ich nickte. »Wir mußten unseren Dritten Steuermann dort an Land bringen. Fieber.«

Wenn er mich gefragt hätte, was für ein Fieber, hätte ich geantwortet »Enteritis«, wenn ich auch beim besten Willen nicht wußte, was Enteritis war. Aber er fragte mich nicht. Statt dessen wollte er wissen: »Und wie hat Ihnen Rangoon gefallen?«

»Ganz gut. Es regnete verdammt viel, als wir dort waren.«

»Hatten Sie Landurlaub?«

»Klar«, antwortete ich. »Wir drei Schiffsjungen gingen zusammen an Land.«

»Erinnern Sie sich an den Tempel?«

»Welchen Tempel?« wich ich aus.

»Den großen, oben auf der Treppe.«

Soviel stand fest, erinnerte ich mich an den Tempel, mußte ich ihn beschreiben. Ein Abgrund tat sich vor mir auf.

Ich schüttelte den Kopf.

»Man kann ihn überall vom Hafen aus sehen«, teilte er mir mit.

»Man braucht nicht mal Landurlaub, um den Tempel zu sehen.«

Nie in meinem Leben war mir ein Tempel so widerwärtig. Aber ich wurde auch mit diesem Tempel in Rangoon fertig.

»Man kann ihn nicht vom Hafen aus sehen«, widersprach ich. »Man kann ihn nicht von der Stadt aus sehen. Man kann ihn nicht mal oben von der Treppe aus sehen, weil...«, ich legte eine Pause ein, um die Wirkung zu erhöhen, »weil es dort überhaupt gar keinen Tempel gibt.«

»Aber ich habe ihn doch mit eigenen Augen gesehen!« rief er.

»Wann war das?« forschte ich.

»Einundsiebzig.«

»Er wurde bei dem großen Erdbeben von 1887 zerstört«, erklärte ich. »Er war sehr alt.«

Eine Weile herrschte Schweigen. Er hatte damit zu tun, vor seinen

alten Augen den Jugendeindruck jenes märchenhaften Tempels am Meer heraufzubeschwören.

»Die Treppe ist noch da«, kam ich ihm zu Hilfe. »Man kann sie überall vom Hafen aus sehen. Erinnern Sie sich an die kleine Insel rechter Hand, wenn man in den Hafen kommt?« Offensichtlich gab es dort wirklich eine (es hätte mir auch nichts ausgemacht, sie auf die linke Seite zu versetzen), denn er nickte. »Verschwunden«, sagte ich. »Nichts als Wasser, sieben Faden tief.«

Ich hatte mir eine Atempause verschafft. Während er dem Lauf der Dinge nachhing, war ich damit beschäftigt, meine Geschichte zu Ende zu bringen.

»Sie erinnern sich doch an das Zollgebäude in Bombay?« Er erinnerte sich daran.

»Niedergebrannt bis zum Erdboden«, verkündete ich.

»Kannten Sie Jim Wan?« wandte er sich wieder an mich.

»Tot«, sagte ich. Aber ich hatte keine blasse Ahnung, wer Jim Wan war. Wieder drohte ich einzubrechen.

»Erinnern Sie sich noch an Billy Harper in Shanghai?« fragte ich schnell zurück.

Der alte Seemann strengte sich mächtig an, aber den Billy Harper meiner Phantasie konnte er in seinem nachlassenden Gedächtnis nicht finden.

»Natürlich erinnern Sie sich an Billy Harper«, redete ich ihm zu. »Jeder kennt ihn doch. Er ist schon vierzig Jahre dort. Na, und er ist eben immer noch da.«

Und dann geschah das Wunder. Der Seemann erinnerte sich an Billy Harper. Vielleicht gab es einen Billy Harper. Und vielleicht lebte er seit vierzig Jahren in Shanghai und war immer noch dort. Aber für mich war das neu.

Eine geschlagene halbe Stunde unterhielten wir uns noch auf die gleiche Art und Weise. Schließlich erklärte er den Polizisten, ich sei der, für den ich mich ausgab, und nach einer Übernachtung und dem Frühstück wurde ich entlassen und konnte westwärts zu meiner verheirateten Schwester nach San Francisco ziehen.

Doch kehren wir zu der Frau in Reno zurück, die mir in der Abenddämmerung die Tür öffnete. Sobald ich ihr freundliches Gesicht erblickte, fiel mir mein Stichwort ein. Ich wurde ein netter, unschuldiger, unglücklicher Junge. Ich konnte kein Wort herausbringen, ich öffnete den Mund und schloß ihn wieder. Noch nie in meinem Leben hatte ich jemand um Essen angebettelt. Meine Verlegenheit war gewaltig und schmerzlich. Ich schämte mich. Ich, der ich die Bettellei als eine verrückte Laune betrachtete, verwandelte mich in einen braven Sohn sittenstrenger, wohlanständiger Eltern. Nur

der bohrende Schmerz meines leeren Magens konnte mich zwingen, so etwas Erniedrigendes und Würdeloses zu tun, wie um Essen zu betteln. Ich suchte in mein Aussehen all die Wehleidigkeit hungergepeinigter und offenerherziger Jugend zu legen, die ans Schnorren nicht gewöhnt ist. »Bist wohl hungrig, armer Junge?« fragte sie.

Ich hatte erreicht, daß sie zuerst sprach.

Ich nickte und schluckte.

»Es ist das erste Mal..., ich habe noch nie gebettelt«, stammelte ich.

»Komm nur herein.« Die Tür wurde weit geöffnet. »Wir sind mit dem Essen schon fertig, aber im Herd ist noch Feuer, und ich kann dir schnell etwas machen.«

Sie sah mich genau an, als sie mich ins Helle geführt hatte.

»Ich wünschte, mein Junge wäre so gesund und kräftig wie du«, sagte sie. »Aber er ist ganz und gar nicht kräftig. Er fällt mitunter. Gerade heut nachmittag ist er hingefallen und hat sich arg weh getan, der Ärmste.«

Sie bemutterte ihn auch mit ihrer Stimme, in der eine unaussprechliche Zärtlichkeit mitschwang, deren teilhaftig zu werden ich mich sehnte. Ich blickte zu ihm hin. Er saß, mager und bleich, mit verbundenem Kopf hinter dem Tisch. Er bewegte sich nicht, aber die Augen, die im Lampenlicht leuchteten, starrten mich unentwegt und verwundert an. »Genau wie mein armer Vater«, sagte ich. »Er hatte die Fallsucht. Es war immer eine Art Schwindelanfall. Die Ärzte wußten nicht, was sie davon halten sollten. Sie konnten nie herausbekommen, was mit ihm eigentlich los war.«

»Ist er gestorben?« erkundigte sie sich sanft und setzte mir ein halb Dutzend weichgekochter Eier vor.

«Gestorben«, schluckte ich. »Vor zwei Wochen. Ich war gerade mit ihm unterwegs, als es passierte. Wir gingen eben über eine Straße. Er fiel einfach um. Er kam überhaupt nicht mehr zu sich. Man brachte ihn in eine Apotheke. Er starb dort.«

Und dann spann ich die mitleiderregende Geschichte meines Vaters aus: wie er und ich, nach dem Tode meiner Mutter, von der Farm nach San Francisco gezogen waren, wie seine Invalidenrente (er war ein alter Soldat) und das bißchen Geld, das wir sonst hatten, nicht hin und her gelangt und wie er versucht hatte, Bücher zu vertreiben. Ich schilderte auch meine eigenen Leiden während der paar Tage nach seinem Tode, die ich allein und verloren in den Straßen von San Francisco verbracht hatte. Während die gute Frau Weißbrot röstete, Speck briet und noch mehr Eier kochte, und während ich mit ihr im Verzehren all dessen Schritt hielt, was sie mir vorsetzte, malte ich das Bild des armen verwaisten Jungen aus und trug noch die näheren

Einzelheiten nach. Ich wurde selbst dieser arme Junge. Ich glaubte an ihn, wie ich an die herrlichen Eier glaubte, die ich verschlang. Ich hätte selbst weinen können. Und ich weiß noch wie heute, daß meine Stimme manchmal tränenerstickt war. Es klang sehr wirkungsvoll.

Für jeden Strich, den ich dem Bild zufügte, gab mir die gute Seele sogar noch etwas. Sie machte mir eine Wegzehrung fertig, die ich mitnehmen sollte. Sie packte mir viele gekochte Eier ein, Pfeffer und Salz und dergleichen mehr, und einen großen Apfel. Sie versah mich mit drei Paar dicken roten Wollsocken. Sie gab mir ein sauberes Taschentuch und noch verschiedenes, was ich inzwischen vergessen habe. Und die ganze Zeit über briet und brutzelte sie immer mehr, und ich aß immer mehr. Ich schlang alles in mich hinein wie ein Wilder, aber schließlich war die Fahrt über die Sierra, und noch dazu als blinder Passagier, reichlich lang, und ich hatte keine Ahnung, wann und wo ich meine nächste Mahlzeit finden würde. Und während der ganzen Zeit saß ihr eigener unglücklicher Junge still und reglos wie ein Totenschädel beim Festschmaus und starrte mich über den Tisch hinweg an. Ich vermute, ich verkörperte für ihn das Geheimnisvolle, das Romantische und Abenteuerliche - all das, was ihm mit seinem schwach flackernden Lebenslichtlein nicht vergönnt war. Und doch konnte ich nicht umhin, mich ein- oder zweimal zu fragen, ob er mich nicht durchschaute und auf den Grund meines verlogenen Herzens blickte.

»Aber wohin willst du jetzt?« fragte sie mich.

»Nach Salt Lake City«, sagte ich. »Ich habe dort eine Schwester - eine verheiratete Schwester.« (Ich überlegte, ob ich eine Mormonin aus ihr machen sollte, gab den Gedanken dann aber auf.) »Ihr Mann ist Klempner - er hat ein Bauklempnergeschäft.«

Mir fiel allerdings ein, daß man gemeinhin annahm, Bauklempnereien scheffelten das Geld nur so. Aber gesagt hatte ich es nun eben. Jetzt hieß es, einige Abstriche zu machen.

»Sie würden mir das Fahrgeld geschickt haben, wenn ich sie darum gebeten hätte«, erklärte ich. »Aber sie haben Krankheitsfälle gehabt und Schwierigkeiten im Geschäft. Sein Partner hat ihn betrogen. Und deshalb wollte ich nichts von dem Geld schreiben. Ich ließ sie in dem Glauben, daß ich genug Geld habe, um nach Salt Lake City zu kommen. Sie ist ein wunderbarer Mensch und so nett und freundlich. Sie war immer sehr lieb zu mir. Ich denke, ich werde in das Geschäft eintreten und den Beruf erlernen. Sie hat zwei Töchter. Die sind jünger als ich. Eine ist noch ein Baby.«

Von allen meinen verheirateten Schwestern, die ich auf die Städte der Vereinigten Staaten verteilt habe, ist mir diese Schwester aus Salt Lake City die liebste. Sie kommt mir auch ganz real vor. Wenn ich

von ihr erzähle, sehe ich sie vor mir mit ihren beiden kleinen Mädchen und ihrem Klempnergatten. Sie ist eine große mütterliche Frau, die just an der Grenze mildtätiger Vollsclankheit ist - von der Sorte, die immer etwas Gutes kochen und nie ärgerlich werden. Sie ist brünett. Ihr Mann ist ein ruhiger, umgänglicher Mensch. Manchmal kommt es mir so vor, als ob ich ihn recht gut kenne. Und wer weiß, vielleicht begegne ich ihm eines Tages sogar. Wenn jener alte Seemann sich an Billy Harper erinnern konnte, dann sehe ich nicht ein, warum ich nicht eines Tages den Mann meiner Schwester aus Salt Lake City treffen sollte.

Andererseits habe ich allerdings die innere Gewißheit, daß ich niemals meinen vielen Eltern und Großeltern leibhaftig begegnen werde - weil ich sie doch immer sterben lasse. Ein Herzleiden war mir die liebste Art, meine Mutter loszuwerden, wenn ich sie gelegentlich auch durch Schwindsucht, Lungenentzündung oder Typhus aus der Welt schaffte. Es stimmt, wie die Polizisten aus Winnipeg bestätigen werden, daß ich Großeltern in England habe; aber das ist schon lange her, und ich darf mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie tot sind. Jedenfalls haben sie mir nie geschrieben.

Ich hoffe, jene Frau in Reno liest diese Zeilen und wird mir meine Schamlosigkeit und Unaufrichtigkeit verzeihen. Ich entschuldige mich nicht, denn ich bin schamlos. Es war die Jugend, die Lebensfreude und die Sucht, etwas zu erleben, die mich an ihre Tür brachten. Das hat mir gut getan. Ich lernte die der menschlichen Natur angeborene Güte kennen. Ich hoffe, daß es ihr auch gut getan hat. Jedenfalls mag sie jetzt vielleicht herzlich darüber lachen, wenn sie die Wahrheit über die Situation damals erfährt.

Sie hielt meine Geschichte für echt. Sie glaubte an mich und meine ganze Familie, und sie war von Sorge erfüllt wegen der gefährlichen Reise, die ich zu überstehen hatte, ehe ich Salt Lake City erreichte. Ihre Besorgtheit hätte mir fast Kummer bereitet. Gerade als ich losziehen wollte, die Arme voller Pakete mit Essen und die Taschen von den dicken Wollsocken ausgebeutelt, fiel ihr ein Neffe oder Onkel oder irgendein anderer Verwandter ein, der im Bahnpostdienst war und der außerdem gerade an jenem Abend und genau mit dem Zug, mit dem ich heimlich wegfahren wollte, hier auf der Strecke durchkommen sollte. Das hatte mir noch gefehlt! Sie wollte mich zum Bahnhof begleiten, ihm meine Geschichte erzählen und ihn überreden, mich im Packwagen zu verstecken. Dann könnte ich ohne Gefahr und ohne Mühe glatt bis nach Ogden mitfahren. Von dort waren es bloß noch ein paar Meilen* bis Salt Lake City.

* Englische und USA-Meile = 1609 m

Mir rutschte das Herz in die Hosen. Sie ereiferte sich richtig für ihren Plan, und obwohl mir das Herz sonstwohin sank, mußte ich grenzenlose Freude und Begeisterung heucheln für diese Lösung meiner Schwierigkeiten.

Lösung! Wo ich doch in jener Nacht nach Westen wollte, und da war ich nun gefangen und mußte nach Osten fahren. Es war eine richtige Falle, und ich hatte nicht den Mut, ihr zu sagen, daß alles eine elende Lüge gewesen war. Und während ich sie glauben machte, daß ich entzückt sei, zermarterte ich mir das Hirn nach einem Ausweg. Aber es gab keinen. Sie würde mich schon in den Postwagen bringen, redete sie sich ein, und dieser mit ihr verwandte Postangestellte würde mich nach Ogden schaffen. Und dann konnte ich zusehen, wie ich den Weg zurückkam - und das all die Hunderte von Meilen durch die Wüste.

Aber das Glück war mir in jener Nacht hold. Gerade in dem Moment, als sie sich ihren Hut aufsetzen wollte, um mich zum Bahnhof zu begleiten, stellte sie fest, daß sie sich geirrt hatte. Ihr Verwandter von der Post sollte in jener Nacht gar nicht hier durchfahren. Sein Streckenplan hatte sich ja geändert. Er würde erst zwei Nächte später ankommen. Ich war gerettet, denn natürlich wollte mir mein jugendlicher Eifer nicht gestatten, noch zwei Tage zu warten. Ich versicherte ihr voller Optimismus, daß ich schneller nach Salt Lake City kommen würde, wenn ich sofort aufbräche, und so zog ich los, während mir ihre Segenssprüche und guten Wünsche noch in den Ohren klangen.

Aber ihre Wollsocken waren großartig. Das weiß ich noch genau. Ich trug in jener Nacht auf dem »blinden« Gepäckwagen des Fernzuges ein Paar davon, und dieser Überlandzug fuhr nach Westen.

Schwarzfahrt

Von widrigen Zufällen abgesehen, kann ein geschickter Tramp, der jung und behende ist, schwarz mitfahren, trotz aller Bemühungen des Zugpersonals, ihn abzuschütteln. Natürlich muß es Nacht sein - das ist eine entscheidende Voraussetzung. Wenn solch ein Landstreicher unter solchen Bedingungen sich entschließt schwarzzufahren, dann tut er es eben, oder er hat Pech. Praktisch hat das Zugpersonal keine Möglichkeit, ihn abzuschütteln, es sei denn, sie schrecken vor einem Mord nicht zurück. Daß die Bahnbeamten nicht vor einem Mord zurückschrecken, wird unter Vagabunden allgemein angenommen. Da ich aber diese Erfahrung in meinen Landstreichertagen nicht gemacht habe, kann ich mich dafür nicht verbürgen.

Soviel aber weiß ich von »schlechten« Strecken: Hat sich der Tramp erst mal »runtergeklemt«, unten auf die Achsen, und ist der Zug in Fahrt, kann man ihn im Grunde genommen nicht eher vertreiben, bis der Zug hält. Der Tramp, der es sich unter dem Waggon sozusagen gemütlich gemacht hat, eingerahmt von den vier Rädern und dem Untergestell, hält das Personal zum besten - wenigstens bildet er sich das ein, bis er eines Tages auf einer schlechten Strecke fährt. Unter einer schlechten Strecke versteht man gewöhnlich eine, auf der vor kurzem einer oder mehrere Bahnbeamte von Tramps umgebracht worden sind. Der Himmel sei dem Landstreicher gnädig, der auf solch einer Strecke »unten« gefaßt wird - und gefaßt wird er, selbst wenn der Zug sechzig Meilen die Stunde fährt.

Der Bremser nimmt einen Kupplungsbolzen und ein Stück Signalleine und stellt sich damit auf die vordere Plattform des Waggons, unter dem der Tramp mitfährt. Der Bremser befestigt den Bolzen an der Leine, läßt ihn zwischen den Puffern herab und gibt mit der Leine nach. Der Bolzen schlägt auf die Schwellen zwischen den Schienen auf, prallt gegen den Waggonboden und schlägt wieder auf die Schwellen. Der Bremser hält die Leine mal kurz, mal lang, schwingt sie bald nach rechts, bald nach links, zieht sie an und läßt nach und ermöglicht seiner Waffe, an jeder nur denkbaren Stelle aufzuschlagen und zurückzuprallen. Jeder Aufprall des fliegenden Kupplungsbolzens kann den Tod bringen, und bei sechzig Meilen die Stunde ist das ein wahrer Zapfenstreich des Todes. Am nächsten Tag sammelt man die Überreste des Tramps auf der Strecke zusammen, und in der Lokalzeitung erscheint eine Notiz, daß ein Unbekannter, zweifelsohne ein Landstreicher, vermutlich betrunken,

höchstwahrscheinlich auf den Gleisen eingeschlafen war.

Als ein charakteristisches Beispiel, wie ein geschickter Landstreicher schwarzfahren kann, will ich folgendes Erlebnis zum besten geben. Ich war in Ottawa und wollte mit der Canadian-Pacific nach Westen. Dreitausend Meilen dieser Strecke lagen vor mir. Es war Herbst, und ich mußte Manitoba durchqueren und über die Rocky Mountains. Es war mit Frostwetter zu rechnen, und jede Verzögerung vergrößerte die Unannehmlichkeiten der Kälte auf dieser Reise. Hinzu kam, daß ich schlecht gelaunt war. Die Entfernung zwischen Montreal und Ottawa beträgt einhundertundzwanzig Meilen. Das mußte ich wissen, denn ich hatte die Strecke gerade hinter mir und sechs Tage dafür gebraucht. Aus Versehen hatte ich die Hauptlinie verfehlt und war auf eine kleine Nebenstrecke geraten, auf der nur zwei Züge am Tag verkehren. Und während dieser sechs Tage hatte ich nur von trockenen Brotkrusten gelebt, die nicht mal reichten und die ich von französischen Bauern erbettelt hatte.

Außerdem hatte sich meine schlechte Laune durch den einen Tag verstärkt, den ich in Ottawa zubringen mußte, um mir für die lange Reise passende Kleidung zu beschaffen. Ich möchte hier auf jeden Fall festhalten, daß, von einer Ausnahme abgesehen, Ottawa die ungünstigste Stadt in den Vereinigten Staaten und Kanada ist, um Kleider zu erbetteln. Diese eine Ausnahme ist Washington. Denn diese schöne Stadt ist der Höhepunkt. Ich habe dort zwei Wochen zugebracht, um ein Paar Schuhe zu erbetteln, und mußte dann noch bis nach Jersey ziehen, ehe ich sie bekam.

Doch kehren wir nach Ottawa zurück. Punkt acht Uhr morgens machte ich mich nach Kleidung auf den Weg. Ich mühte mich den ganzen Tag lang ab. Ich könnte schwören, daß ich an die vierzig Meilen lief. Ich versuchte es bei den Hausfrauen in mindestens tausend Häusern. Ich gönnte mir nicht mal die Zeit für ein Mittagessen. Und um sechs Uhr abends, nach zehnstündiger unerbittlicher und niederdrückender Plackerei, fehlte mir immer noch ein Hemd, während die Hosen, die ich ergattert hatte, zu eng waren und außerdem alle Anzeichen eines baldigen Zerfalls aufwiesen.

Um sechs Uhr ließ ich von dieser Arbeit ab und machte mich nach dem Bahnhof auf, wobei ich hoffte, unterwegs noch etwas Eßbares aufzutreiben. Aber ich wurde noch immer vom Pech verfolgt. In einem Haus nach dem anderen wurde meine Bitte nach Essen abgeschlagen. Dann endlich erhielt ich etwas herausgereicht. Meine Lebensgeister erwachten, denn es war das größte Paket, das mir je in meiner langen und abwechslungsreichen Laufbahn vorgekommen ist. Es war in Zeitungspapier gewickelt und so groß wie ein ausgewachsener Handkoffer. Ich rannte zu einer unbebauten Stelle und öffnete es.

Zuerst sah ich Kuchen, dann noch mehr Kuchen, alle Sorten und Arten von Kuchen, immer wieder Kuchen. Nichts als Kuchen. Keine Butterbrote, dick mit Wurst belegt - nichts als Kuchen. Und das mußte mir passieren, mir, den man mit Kuchen jagen kann! Zu anderen Zeiten und unter anderem Himmel setzte man sich an den Wassern von Babylon nieder und weinte. Und auf einem unbebauten Platz in Kanadas stolzer Hauptstadt ließ ich mich ebenfalls nieder und weinte ... über einen Berg Kuchen. So wie jemand in das Antlitz seines gestorbenen Sohnes blickt, so blickte ich auf diese Fülle von Konditorware. Ich war wohl ein sehr undankbarer Tramp, denn ich weigerte mich, an der Freigebigkeit des Hauses teilzuhaben, in dem am Abend vorher eine Party stattgefunden hatte. Wie es schien, hatten sich die Gäste auch nichts aus Kuchen gemacht.

Dieser Kuchen war der Wendepunkt in meinem Geschick. Schlimmer konnte es nicht kommen; es mußte einfach wieder aufwärtsgehen, und es ging aufwärts. Schon beim nächsten Haus wurde ich aufgefordert hereinzukommen. Eine Einladung zum Reinkommen ist das höchste Glück. Man geht mit hinein, erhält oft die Möglichkeit, sich zu waschen, und darf sich dann mit an den Tisch setzen. Ein Tramp genießt es, die Beine unter einen gedeckten Tisch zu strecken. Das Haus war groß und anheimelnd; es lag in einem weitläufigen Garten inmitten schöner Bäume und nicht zu dicht an der Straße. Die Leute waren gerade mit dem Essen fertig, und ich wurde gleich ins Speisezimmer geführt. Schon allein das kommt höchst selten vor, denn der Tramp, der das Glück hat, zu einer Mahlzeit ins Haus gebeten zu werden, bekommt sie meist in der Küche serviert. Ein grauhaariger, angenehmer Engländer, dessen füllige Frau und eine schöne junge Französin unterhielten sich mit mir, während ich aß.

Ich möchte wissen, ob jene schöne junge Französin sich noch heute, nach so langer Zeit, daran erinnert, wie ich sie zum Lachen brachte, als ich den burschikosen Ausdruck »Mücken« gebrauchte. Ich versuchte nämlich, sie wegen einer kleinen Spende anzuzapfen. Deswegen tauchte eben das spaßige Wort für Geld auf. »Was?« sagte sie. »'n paar Mücken«, erwiderte ich. Ihre Mundwinkel zuckten, als sie wieder fragte: »Was?« »'n paar Mücken«, meinte ich. Daraufhin brach sie in Gelächter aus. »Sagen Sie das noch einmal«, entgegnete sie, als sie sich wieder beruhigt hatte, »'n paar Mücken«, sagte ich. Abermals brach sie in ein unwiderstehliches, silberhelles Lachen aus. »Entschuldigen Sie«, war ihre Erwiderung, »aber was ..., was haben Sie da eben gesagt?« »'n paar Mücken«, wiederholte ich, »was ist denn dabei?« »Weiß ich auch nicht«, glückte sie zwischen neuen Lachanfällen, »bloß, was soll das bedeuten?« Ich erklärte es ihr. Aber ich weiß nicht mehr, ob ich damals aus ihr 'n paar Mücken

herauskriegte oder nicht. Doch ich habe mich seit dem oft gefragt, wer von uns beiden begriffsstutzig war.

Als ich auf den Bahnhof kam, fand ich dort zu meinem Verdruß an die zwanzig Tramps vor, die alle darauf warteten, auf dem »blinden« Gepäckwagen des Fernzuges mitzufahren. Zwei oder drei Landstreicher auf dem »Blinden« sind in Ordnung. Sie fallen nicht weiter auf. Aber mehr als ein Dutzend, das mußte Ärger geben. Daß die Bahnbeamten irgendeines Zuges uns alle würden mitfahren lassen, war ganz ausgeschlossen.

Es ist wahrscheinlich gut, wenn ich gleich hier klarstelle, was eine »blinde« Bremserplattform ist. Manche Postwagen haben zum Teil keine Türen an den Stirnseiten, solche Wagen sind also »blind«. Und bei den Postwagen, die Türen haben, sind diese immer verschlossen. Nehmen wir an, daß ein Tramp auf die Plattform eines solchen blinden Wagens gelangt, wenn der Zug sich in Bewegung gesetzt hat. Es ist keine Tür da, oder die Tür ist verschlossen. Weder Schaffner noch Bremser können zu ihm, um Fahrgeld zu kassieren oder ihn hinunterzuwerfen. Bis der Zug wieder hält, befindet sich der Tramp also in Sicherheit. Dann muß er abspringen, in der Dunkelheit vorauslaufen und, wenn der Zug vorbeikommt, wieder auf die blinde Plattform aufspringen. Aber man muß ganz schön auf dem Kien sein, um das zu bewerkstelligen, wie wir gleich sehen werden.

Als der Zug anfuhr, verteilten sich die zwanzig Tramps auf die drei Blindplattformen. Einige kletterten hoch, ehe der Zug auch nur eine Waggonlänge gefahren war. Das waren ungeschickte Tölpel, und ich sah sie schnell wieder herunterfliegen. Das Zugpersonal paßte natürlich auf, und beim ersten Halt ging das Theater los. Ich sprang ab und rannte voraus die Strecke entlang. Ich bemerkte, daß ein Teil der Tramps mir folgte. Sie kannten offenbar das Spiel. Wenn man sich auf einem Fernzug halten will, muß man auf den Bahnhöfen dem Zug ein ordentliches Stück vorauslaufen. Ich rannte in Fahrtrichtung, und von denen, die mir folgten, blieb einer nach dem anderen zurück.

An diesem Zurückbleiben konnte man den Grad ihrer Geschicklichkeit oder ihrer Kaltblütigkeit beim Aufspringen auf einen fahrenden Zug ablesen.

Das geht nämlich so vor sich: Wenn der Zug abfährt, besetzt der Bremser die Blindplattform. Er kann nur in den Zug hineingelangen, wenn er von dem »Blinden« abspringt und eine Plattform erwischt, wo die Wagenenden nicht »blind« sind. Der Bremser springt also ab, ehe ihm die Geschwindigkeit des Zuges zu groß wird, läßt einige Waggons vorbeifahren und springt wieder auf. Der Schwarzfahrer muß daher so weit vorauslaufen, daß der Bremser die Blindplattform bereits verlassen hat, wenn dieser Wagen herankommt.

Ich ließ den letzten Tramp etwa fünfzig Fuß hinter mir und wartete. Der Zug fuhr an. Ich sah die Laterne des Bremser auf der ersten Blindplattform. Er hielt sie besetzt. Und ich sah auch die Töpel, die verloren auf dem Bahndamm standen, als der »Blinde« vorbeifuhr. Sie versuchten gar nicht erst aufzuspringen. Sie wurden gleich am Anfang von ihrer eigenen Unfähigkeit aus dem Feld geschlagen. Nach ihnen kamen die Tramps, die das Spiel schon ein bißchen kannten. Sie ließen die erste Blindplattform, auf der der Bremser stand, vorbeifahren und sprangen auf die zweite und dritte. Natürlich sprang der Bremser von der ersten ab und auf die zweite, als sie vorbeifuhr, tobte dort herum und warf die Leute hinunter, die er dort vorfand. Der springende Punkt aber ist, ich war so weit vorn, daß der Bremser die erste Blindplattform schon verlassen hatte, als sie auf mich zukam, und mit den Tramps auf der zweiten Plattform beschäftigt war. Ein halbes Dutzend der erfahrenen Tramps, die weit genug vorgerannt waren, gelangten auch auf den ersten »Blinden«.

Beim nächsten Halt, als wir auf dem Bahndamm vorwärts rannten, zählte ich bloß noch fünfzehn. Fünf waren »geschmissen« worden. Das Aussieben hatte mächtig begonnen und wurde von Station zu Station fortgesetzt. Dann waren wir vierzehn, dann zwölf, dann elf, dann neun, dann acht. Es war wie im Kinderlied von den zehn kleinen Negerlein. Ich war entschlossen, als letztes kleines Negerlein übrigzubleiben. Warum auch nicht? War ich nicht mit Kraft, Gewandtheit und Jugend gesegnet? (Ich war achtzehn Jahre und gut in Form.) Außerdem hatte ich gute Nerven, und schließlich hatte ich meine Erfahrung als Tramp. Verglichen mit mir waren die anderen große Töpel, Schafsköpfe und Laien. Wenn ich nicht als letztes kleines Negerlein übrigblieb, konnte ich das Spiel aufgeben und mir irgendwo auf einer Farm Arbeit als Grasmäher suchen.

Als wir nur noch vier waren, begann sich das gesamte Zugpersonal für uns zu interessieren. Von da an war es ein Wettkampf von Geschicklichkeit und Schläue, bei dem das Zugpersonal im Vorteil war. Von den drei andern Überlebenden ging einer nach dem andern über Bord, bis ich allein übrigblieb. Darauf war ich mächtig stolz. Kein Krösus konnte auf seine erste Million stolzer gewesen sein. Ich fuhr schwarz trotz der beiden Bremser, eines Schaffners, eines Heizers und eines Lokführers.

Und nun ein paar Beispiele, wie ich es machte. Hinter dem Bahnhof in der Dunkelheit - so weit auf der Strecke daß der Bremser, der die Blindplattform besetzt hält, auf jeden Fall herunter muß, bevor der Zug mich erreicht - springe ich auf. Soweit, so gut. Bis zur nächsten Station bin ich sicher. Wenn der Bahnhof erreicht ist, stürze ich nach vorn, um das Manöver zu wiederholen. Der Zug fährt an. Ich sehe ihn kommen.

Es ist kein Laternenschein auf der Plattform. Hat das Personal den Kampf aufgegeben? Ich weiß es nicht. Man weiß das nie, und man muß in jedem Augenblick auf alles nur Mögliche gefaßt sein. Als die erste Plattform herankommt und ich losrenne, um aufzuspringen, strenge ich die Augen an, so sehr ich kann, um zu sehen, ob der Bremser auf der Plattform ist. Er könnte jedenfalls dort sein und seine Laterne abgeblendet haben, und selbst wenn ich aufs Trittbrett springe, kann mir einer die Laterne an den Kopf schmettern. Ich kenne das zur Genüge. Zwei- oder dreimal bin ich mit Laternen geschlagen worden.

Doch nein, die erste blinde Plattform ist leer. Der Zug fährt schneller, ich bin wieder sicher bis zur nächsten Station. Wirklich?

Ich spüre, wie sich die Geschwindigkeit des Zuges verringert. Sofort bin ich auf den Beinen. Sie führen etwas gegen mich im Schilde, und ich weiß nicht, was es ist. Ich versuche nach beiden Seiten zugleich Ausschau zu halten und auch nicht den Tender vor mir aus den Augen zu lassen. Aus jeder dieser Richtungen oder auch aus allen dreien zugleich kann ich angegriffen werden.

Aha, jetzt kommt's! Der Bremser ist auf der Lokomotive mitgefahren. Ich spüre sofort, wie er sich auf das Trittbrett rechts von der blinden Plattform schwingt. Wie ein Blitz bin ich auf der linken Seite herunter und laufe vorwärts an der Lok vorbei. Im Dunkeln bin ich nicht mehr zu sehen. Wieder ist die Lage so, wie sie gewesen ist, seit der Zug Ottawa verlassen hat. Ich stehe auf der Strecke, und der Zug muß an mir vorbei, wenn er seine Fahrt fortsetzen will. Wieder sind meine Chancen aufzuspringen so gut wie immer. Ich bin auf der Hut. Ich sehe, wie eine Laterne auf die Lok zukommt. Aber ich sehe sie nicht zurückkehren. Sie muß daher noch auf der Lok sein, und man darf wohl annehmen, daß sich am Griff der Laterne auch noch ein Bremser befindet. Der Bremser macht es sich aber zu bequem, sonst würde er die Laterne ausgepustet haben, anstatt sie bloß abzuschirmen, als er nach vorn geht. Der Zug fährt wieder an. Der erste »Blinde« ist leer, ich erreiche ihn. Wie vorhin fährt der Zug langsamer, der Bremser von der Lok steigt auf der einen Seite aufs Trittbrett, und ich springe auf der anderen Seite ab und renne nach vorn.

Als ich in der Dunkelheit warte, überflutet mich eine Welle des Stolzes. Der Expreß hat zweimal angehalten, meinetwegen - wegen eines armen Tramps auf der Walze! Ich allein habe zweimal den Expreß mit seinen vielen Reisenden und Wagen, der Regierungspost und den zweitausend Pferdestärken in der Lok angehalten, und dabei wiege ich bloß hundertsechzig Pfund und habe nicht mal ein Fünfcntstück in der Tasche.

Wieder sehe ich die Laterne auf die Lok zukommen. Aber diesmal kommt sie ganz auffällig. Ein bißchen zu auffällig nach meiner

Ansicht, und ich frage mich, was sie jetzt unternehmen werden. Auf jeden Fall muß ich mich wohl vor etwas anderem vorsehen als vor dem Bremsen auf der Lok. Der Zug rollt vorbei. Gerade noch im rechten Augenblick sehe ich, bevor ich meinen Sprung wage, die dunkle Gestalt eines Bremsers auf der ersten Blindplattform. Ich lasse sie vorbei und konzentriere mich darauf, die zweite Plattform zu erreichen. Aber der Bremsen von der ersten Plattform ist heruntergesprungen und mir auf den Fersen. Ich sehe auch im Vorbeihuschen die Laterne des Bremsers, der auf die Lok gestiegen war. Er ist abgesprungen, und beide Bremsen befinden sich jetzt auf derselben Seite des Bahndamms wie ich. Im nächsten Augenblick rollt der zweite »Blinde« heran, und da bin ich auch schon drauf. Aber ich verliere keine Sekunde. Ich habe mir meinen Schachzug schon überlegt. Als ich über die Plattform stürze, höre ich auch bereits die Füße des Bremsers auf dem Trittbrett. Ich springe auf der anderen Seite ab und renne mit dem Zug mit. Mein Plan ist, nach vorn zu rennen und auf den ersten »Blinden« zu gelangen. Es geht um die Wurst, denn der Zug beschleunigt seine Fahrt. Außerdem ist mir der Bremsen auf den Fersen und rennt mir nach. Ich bin aber doch der bessere Sprinter denn ich erreiche die erste blinde Plattform. Ich stehe auf dem Trittbrett und beobachte meinen Verfolger. Er liegt nur etwa zehn Fuß zurück und rennt, was er kann. Doch jetzt hat der Zug annähernd die Geschwindigkeit des Bremsers erreicht, und dieser scheint, von meiner Stelle aus gesehen, stillzustehen. Ich ermuntere ihn, strecke ihm meine Hand entgegen; er flucht wie ein Wilder, gibt auf und springt ein paar Wagen weiter hinten auf.

Der Zug fährt jetzt mit voller Geschwindigkeit, und ich lache mir noch immer eins in Fäustchen, als mich plötzlich ein Wasserstrahl trifft. Der Heizer hat von der Lok aus den Schlauch auf mich gerichtet. Ich steige von der Plattform auf das hintere Trittbrett des Tenders, wo ich unter dem Überdach geschützt bin. Das Wasser schießt wirkungslos über meinen Kopf hinweg. Es juckt mir in den Fingern, auf den Tender zu klettern und dem Heizer ein Stück Kohle an den Kopf zu werfen; aber ich weiß, wenn ich das tue, werde ich von ihm und dem Lokführer massakriert. So lasse ich es lieber.

An der nächsten Station bin ich wieder unten und voraus in der Dunkelheit verschwunden. Als der Zug diesmal anfährt, sind beide Bremsen auf der ersten blinden Plattform. Ich ahne ihr Vorhaben. Sie wollen vereiteln, daß ich mein voriges Spiel wiederhole. Ich kann nicht wieder auf den zweiten »Blinden« springen, auf der anderen Seite herabgleiten und zum ersten rennen. Sobald der erste »Blinde« vorbeifährt und ich mich nicht hinaufschwinde, springen sie ab, auf jeder Seite des Zuges einer. Ich klettere auf die zweite Plattform und

weiß genau, daß einen Augenblick später die Bremser auftauchen werden, und zwar von beiden Seiten. Das wirkt wie eine Falle, der Weg ist nach beiden Seiten versperrt. Aber es gibt noch einen Ausweg, den nach oben nämlich.

Ich warte also gar nicht, bis meine Verfolger aufgesprungen sind. Ich klettere an dem Eisengestänge der Plattform hoch und stehe auf dem Rad der Handbremse. Das habe ich eben noch zur rechten Zeit geschafft, denn schon höre ich die Bremser auf die Trittbretter springen. Ich halte mich nicht damit auf, mich umzuschauen. Ich strecke die Arme hoch bis ich die herabgebogenen Enden der beiden Wagendächer zu fassen bekomme. Eine Hand faßt also das gewölbte Dachende des einen Wagens und die andere Hand das Dach des anderen. Jetzt kommen die Bremser die Stufen herauf. Ich spüre es, wenn ich auch zu beschäftigt bin, mich nach ihnen umzusehen. All das spielt sich innerhalb weniger Sekunden ab. Ich stoße mich mit den Beinen ab und ziehe mich unter Anspannung aller Muskeln nach oben. Gerade als ich mich hochziehe, fassen die beiden Bremser nach mir und greifen ins Leere. Das weiß ich genau, denn ich blicke nun hinunter und sehe sie. Ich höre sie auch fluchen.

Meine Lage ist jetzt halsbrecherisch, ich klammere mich gleichzeitig an die Kanten der abfallenden Dächer zweier Wagen. Mit einem raschen, kräftigen Schwung bringe ich beide Beine auf die Abrundung des einen Wagendaches und beide Hände auf das herabgebogene Ende des anderen Daches. Dann fasse ich den Rand und klettere über die Wölbung auf das flache Dach hinauf, wo ich erst einmal sitzen bleibe, um zu verschnaufen. Währenddessen halte ich mich an einem Entlüfter fest, der aus dem Dach herausragt. Ich bin oben auf dem Dach des Zuges - »auf Deck«, wie die Tramps es nennen, und der Vorgang, den ich beschrieben habe, wird von ihnen »Deckentern« genannt. Aber ich kann versichern, daß nur ein junger und kräftiger Tramp fähig ist, das Deck eines Personenzuges zu entern, und daß dieser junge und kräftige Tramp auch Mut und Nerven haben muß.

Der Zug erreicht seine volle Geschwindigkeit, und ich weiß, daß ich bis zur nächsten Station in Sicherheit bin - aber nur bis zur nächsten Station. Wenn ich auf dem Dach bliebe, nachdem der Zug angehalten hat, würden die Bremser mit Steinen nach mir werfen. Ein kräftiger Bremser kann einen ganz schönen Steinbrocken aufs Wagendach »herunterfallen lassen« - einen Brocken von mindestens fünf bis zwanzig Pfund. Andererseits sind die Chancen groß, daß die Bremser denken, ich werde an der Stelle hinuntersteigen, an der ich hinaufgeklettert bin. Also tue ich gut daran, mich auf eine andere Plattform herunterzulassen.

Indem ich inbrünstig hoffe, daß während der nächsten halben Meile

kein Tunnel kommt, erhebe ich mich und laufe über ein halbes Dutzend Wagen hinweg. Ich kann versichern, daß man jede Furcht hinter sich lassen muß bei solch einem Gang. Die Dächer von Personenwagen sind nicht fürs Lustwandeln um Mitternacht geeignet. Und wenn jemand denkt, sie seien doch dazu da, dann soll er es versuchen. Soll er doch nur einmal über das Dach eines rüttelnden, schlingernden Wagens gehen, wo es nichts weiter zum Festhalten gibt als die schwarze leere Luft; und wenn er an das gewölbte Ende des Daches kommt, das vom Tau feucht und rutschig ist, soll er doch versuchen einen Anlauf zu nehmen, um auf das nächste Dach hinüberzuspringen, das genauso gewölbt, so feucht und glitschig ist. Ihr könnt mir glauben, er wird dabei merken, ob sein Herz schwach ist oder ob ihm schwindlig wird.

Als der Zug die Fahrt verlangsamt, um zu halten, steige ich ein halbes Dutzend Wagen hinter der Plattform herunter, von der ich aufs Dach geentert war. Auf der Plattform ist niemand. Sobald der Zug steht, lasse ich mich auf den Boden hinuntergleiten. Vorn, zwischen mir und der Lokomotive, bewegen sich' zwei Laternen. Die Bremser suchen die Wagendächer nach mir ab. Ich sehe, daß der Wagen, neben dem ich gerade stehe, ein sogenannter Zweiachser ist - womit gemeint ist, daß jener Wagen nur vier Räder hat. (Wenn man im Untergestell mitfahren will, muß man sich vor den Dreiachsern hüten, die bringen einem Unheil.)

Ich ducke mich und krieche unter den Zug ins Untergestell, und ich kann nur sagen, ich bin heilfroh, daß der Zug steht. Es ist überhaupt das erste Mal, daß ich auf der Canadian-Pacific »untertauche«, und die Anordnung des Untergestells ist mir neu. Ich versuche über das Radgestell und den Wagenboden hindurchzukommen. Aber der Abstand zwischen beiden ist nicht groß genug, um sich dazwischenzwängen zu können. Das überrascht mich. In den Vereinigten Staaten bin ich gewohnt, sogar auf Zügen unterzutauchen, die sich in voller Fahrt befinden. Dabei halte ich mich dann am Geländer der Plattform fest, schwinde die Beine unter den Wagen auf die Bremsstange und krieche von da aus über das Radgestell weiter in den Rahmen hinein bis zu einem Platz auf der Kreuzverstrebung.

Ich taste im Dunkeln mit der Hand und spüre, daß zwischen der Bremsstange und dem Boden eine Lücke ist. Sie ist allerdings sehr schmal. Ich muß mich auf den Bauch legen und mich hindurchschlängeln. Sobald ich im Untergestell bin, setze ich mich auf die Querstreben und frage mich, ob die Bremser wohl vermuten, wo ich geblieben bin. Der Zug fährt an. Sie haben es aufgegeben, nach mir zu suchen.

Aber haben sie es endgültig aufgegeben? Schon beim nächsten Halt

sehe ich, wie eine Laterne unter das Radgestell am anderen Ende des Wagens gehalten wird. Sie suchen die Querstreben nach mir ab. Ich muß zusehen, daß ich ziemlich plötzlich fortkomme. Auf dem Bauch krieche ich unter die Bremsstange. Sie erblicken mich und rennen auf mich los, aber ich krieche auf Händen und Knien über das Gleis zurück auf die andere Seite und komme auf die Füße. Dann stürze ich wieder an die Spitze des Zuges. Ich renne an der Lok vorbei und verberge mich in der schützenden Dunkelheit. Wieder dieselbe Situation. Ich bin dem Zug voraus, und er muß an mir vorbei.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Auf der ersten Blindplattform ist eine Laterne. Ich ducke mich und sehe den angestrengt nach mir ausschauenden Bremser vorbeifahren. Aber auf der zweiten Plattform ist auch eine Laterne. Der Bremser erkennt mich und ruft es seinem Kollegen zu, der auf der ersten Plattform vorbeigefahren ist. Beide springen ab. Keine Bange, ich werde die dritte Plattform nehmen und aufs Dach entern. Ach du meine Güte, auf der dritten Plattform ist ja auch eine Laterne! Das ist der Schaffner. Ich lasse ihn vorbeifahren. Jedenfalls habe ich es jetzt mit dem gesamten Zugpersonal zu tun. Ich drehe mich um und renne entgegen der Fahrtrichtung los. Ich blicke über die Schulter. Alle drei Laternen sind auf dem Bahndamm und schwanken bei der Verfolgung hin und her. Ich renne aus Leibeskräften. Der Zug ist halb vorbei und hat schon ein ordentliches Tempo drauf, als ich aufspringe. Ich weiß, daß die beiden Bremser und der Schaffner in zwei Sekunden wie reißende Wölfe über mich herfallen werden. Ich springe auf das Rad der Handbremse, fasse mit den Händen die Kanten der Dächer und ziehe mich an »Deck«. Meine enttäuschten Verfolger drängen sich derweil auf der Plattform wie Hunde, die eine Katze auf den Baum gejagt haben, bellen Flüche nach oben und äußern Dinge über meine Vorfahren, die man in guter Gesellschaft besser nicht sagt.

Aber wen kratzt das? Nimmt man den Lokführer und den Heizer dazu, so stehen jetzt fünf gegen einen; sie haben die Majestät des Gesetzes und die Macht einer großen Eisenbahngesellschaft hinter sich, doch ich schlage sie trotzdem. Ich bin zu weit hinten auf dem Zug, und so laufe ich über die Wagendächer nach vorn, bis ich, von der Lok aus gesehen, über der fünften oder sechsten Plattform bin. Ich blicke vorsichtig hinunter. Ein Bremser ist auf der Plattform. Er muß mich erblickt haben, denke ich, weil er plötzlich ins Innere des Wagens huscht. Und ich denke mir auch, daß er hinter der Tür wartet, um sich auf mich zu stürzen, sobald ich herunterkomme. Aber ich tue so, als ob ich nichts gemerkt habe, und bleibe, wo ich gerade bin, um ihn in seinem Irrtum zu bestärken. Ich kann ihn nicht sehen, aber ich weiß, daß er zwischendurch die Tür aufmacht und nach oben schielt,

um sich zu vergewissern, daß ich noch da bin.

Der Zug fährt langsamer, wir nähern uns einer Station. Ich lasse die Beine, um den Mann zu täuschen, herabhängen. Der Zug hält an. Ich baumle immer noch mit den Beinen. Die Tür wird sachte aufgeklinkt. Der Bremser ist bereit, mich in Empfang zu nehmen. Mit einem Satz springe ich auf und renne über das Dach nach vorn, genau über seinem Kopf also, und er lauert hinter der Tür. Der Zug steht; die Nacht ist ruhig, und ich gebe mir Mühe, mit den Füßen auf dem Blechdach ordentlich Lärm zu machen. Ich weiß es nicht genau, aber ich nehme an, daß er jetzt nach vorn rennt, um mich zu fassen, wenn ich bei der nächsten Plattform herunterkomme. Aber dort komme ich gar nicht herunter. Als ich über das halbe Wagendach gelaufen bin, drehe ich mich um und schleiche rasch zu der Plattform zurück, die der Bremser und ich eben verlassen haben. Die Luft ist rein. Ich gleite auf das Bahngelände und verberge mich in der Dunkelheit. Keine Seele hat mich gesehen.

Ich klettere über den Zaun am Bahndamm und beobachte, was vor sich geht. Nanu, was ist das? Eine Laterne bewegt sich auf dem Zug, von vorn nach hinten. Sie denken also, ich bin noch oben, und suchen die Dächer ab. Aber es kommt noch besser. Auf beiden Seiten des Zuges bewegen sich auf dem Bahndamm zwei weitere Laternen, die mit der auf dem Dach Schritt halten. Es ist die reinste Hasenjagd, und ich bin der Hase. Wenn der Bremser auf dem Dach mich aufstöbert, wollen die beiden ändern mich packen. Ich drehe mir eine Zigarette und lasse die Prozession vorüberziehen. Sind sie erst einmal an mir vorbei, kann ich ruhig nach vorn gehen. Der Zug setzt sich in Bewegung, und ich schwing mich auf die vordere Plattform, ohne auf Widerstand zu stoßen. Aber ehe wir noch in voller Fahrt sind, und als ich mir gerade meine Zigarette anzünde, merke ich, daß der Heizer über die Kohlen zum hinteren Ende des Tenders gestiegen ist und zu mir heruntersieht. Ich kann mich auf allerhand gefaßt machen. Von seinem Platz aus kann er mich mit Kohlenbrocken zu Brei hauen. Statt dessen spricht er mich an, und ich spüre mit Erleichterung, daß Bewunderung in seiner Stimme mitschwingt. »Du verdammter Hundesohn«, sagte er nur.

Ich fasse das als Kompliment auf, und es geht mir glatt runter wie einem Schuljungen, der eine Belobigung erhält.

»Hör mal!« rufe ich zu ihm hinauf, »laß das mit dem Wasserschlauch!« »Na gut«, erwidert er und geht an seine Arbeit.

Mit der Lok habe ich mich angefreundet, aber die Bremser sind immer noch hinter mir her. Auf der nächsten Station besetzen sie alle drei Plattformen. Wie vorher, lasse ich sie vorbeifahren und entere das Dach in der Mitte des Zuges. Das Personal setzt jetzt alles daran, mich

zu fassen; der Zug hält. Die Bremser wollen mich endgültig »schmeißen« oder bestätigt finden, warum sie es nicht schaffen. Dreimal hält der mächtige Expreß an jener Station meinetwegen an, und jedesmal entkomme ich den Bremsern und entere die «Decks. Doch die Sache ist hoffnungslos, denn sie haben schließlich ihre Situation begriffen. Ich habe ihnen beigebracht, daß sie den Zug nicht vor mir schützen können. Sie müssen es anders anfangen.

Und sie fangen es auch anders an. Als der Zug zum drittenmal hält, setzen sie mir wie wild nach. Ich merke gleich, was sie vorhaben. Sie wollen mich einfach abhängen. Zunächst drängen sie mich zum Zugende zurück. Die Gefahr, in der ich dann schwebe, kenne ich. Wenn ich erst ganz am Ende bin, soll der Zug anfahren und mich stehen lassen. Ich ducke mich, schlage Haken, drehe und wende mich, schlüpfe durch die Kette meiner Verfolger und erreiche wieder die Spitze des Zuges. Einer der Bremser ist mir noch immer auf den Fersen. Nun gut, ich will ihm das Rennen seines Lebens liefern, mir geht die Puste so bald nicht aus. Ich laufe schnurstracks die Gleise entlang. Mir kommt's nicht darauf an. Selbst wenn er mich zehn Meilen jagt, muß er doch den Zug kriegen, und ich kann bei jeder Geschwindigkeit aufspringen, die er sich zutraut.

Ich renne also weiter, lasse immer einen beruhigenden Abstand zwischen mir und ihm und strenge im Finstern meine Augen an, um rechtzeitig Viehabsperungen und Weichen zu sehen, die mir Verderben bringen könnten. Aber leider! Ich habe meine Augen zu weit voraus und stolpere über etwas, das gerade vor meinen Füßen ist. Ich weiß nicht, was es ist, irgendein kleiner Gegenstand. Ich wanke noch ein paar Schritte und schlage lang hin. Im nächsten Moment bin ich wieder auf den Beinen, doch der Bremser hat mich schon am Kragen. Ich versuche nicht, mich loszureißen. Ich habe zu tun, tief durchzuatmen und ihn abzuschätzen. Er ist schmal in den Schultern, und ich bin bestimmt dreißig Pfund schwerer als er. Außerdem ist er genauso ausgepumpt wie ich, und wenn er anfangen will mich zu verprügeln, wird er sein blaues Wunder erleben.

Aber er versucht gar nicht erst mich zu schlagen, so daß sich das Problem gar nicht ergibt. Statt dessen fängt er an, mich zum Zug zurückzuzerren, und ein ganz anderes Problem erhebt sich nun. Die Laternen des Schaffners und des anderen Bremsers sind zu sehen. Wir nähern uns ihnen. Ich habe nicht umsonst die Bekanntschaft mit der New-Yorker Polizei gemacht. Nicht umsonst habe ich in Güterwagen, an Wassertanks und in Gefängniszellen blutrünstige Geschichten von Mißhandlungen gehört. Was nun, wenn diese drei vorhaben, mich zusammenzuschlagen? Ich habe sie, weiß Gott, genug provoziert. Meine Gedanken arbeiten fieberhaft. Wir kommen immer näher an die

beiden anderen Eisenbahner heran. Ich suche schon Magen und Kinn meines Wärters und lege mir die rechten und linken Haken zurecht, die ich austeilen will, sobald es losgehen soll.

Pah! Ich kenne noch einen anderen Trick, den ich an ihm ausprobieren möchte. Es tut mir fast leid, daß ich ihn nicht schon angewendet habe, als er mich packte. So, wie er sich in meinen Kragen krallt, könnte ich etwas machen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Er hat seine Finger fest in meinem Kragen drin. Meine Jacke ist bis oben zugeknöpft. Habt ihr schon mal eine Aderpresse gesehen? Hier habt ihr sie: Ich brauche bloß meinen Kopf unter seinen Arm zu ducken und mich zu drehen. Ich muß mich schnell drehen, sehr schnell. Ich weiß, wie es zu machen ist. Man muß sich mit einem kräftigen Ruck um sich selbst drehen und bei jeder Umdrehung den Kopf unter den Arm des anderen ducken. Ehe er noch weiß, wie ihm geschieht, sind seine Finger, die mich jetzt gefangen halten, selbst gefangen. Er ist nicht in der Lage, sie herauszuziehen. Es wirkt wie ein kräftiger Hebeldruck. Zwanzig Sekunden, nachdem ich begonnen habe mich zu drehen, wird ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzen, die zarten Sehnen werden zerreißen und Muskeln und Nerven zu einer unkenntlichen, schmerzenden Masse zerquetscht werden. Aber schnell muß man dabei sein - schnell wie der Blitz. Man muß sich, wenn man sich dreht, dabei auch zusammenkauern, das Gesicht mit dem linken Arm schützen und den Unterleib mit dem rechten. Der andere wird versuchen, diese Abwehr mit einem Schlag seines freien Armes zu stoppen. Man tut also gut daran, sich von dem freien Arm wegzudrehen und nicht auf ihn zu. Ein Stoß in der eigenen Drehrichtung ist nie so schlimm wie ein Stoß aus der entgegengesetzten Richtung.

Der Bremser wird nie erfahren, wie nahe er daran war, einen solchen ewigen Denkwort zu bekommen. Ihn rettete nur der Umstand, daß sie nicht die Absicht hatten, mich zusammenzuschlagen. Als wir nahe genug heran sind, ruft er ihnen zu, daß er mich habe. Sie geben dem Zug das Signal zum Abfahren. Die Lokomotive fährt vorbei und die drei Blindplattformen. Dann schwingen sich der Schaffner und der eine Bremser auf das Trittbrett. Aber mein Wächter hält mich noch immer fest. Sein Plan ist klar. Er will mich festhalten, bis das Zugende uns erreicht hat. Dann will er aufspringen und mich stehenlassen - abgehängt.

Aber der Zug kommt ziemlich schnell in Fahrt, der Lokführer will die verlorene Zeit herausholen. Der Zug ist auch ziemlich lang; er hat schon ein ganz schönes Tempo erreicht. Ich merke, wie der Bremser besorgt die Geschwindigkeit abschätzt.

»Ob Sie es noch schaffen?« erkundige ich mich ganz unschuldig.

Er läßt meinen Kragen los, nimmt einen kurzen Anlauf und schwingt sich aufs Trittbrett. Einige Wagen müssen noch an mir vorbei. Das weiß er, so wartet er auf dem Trittbrett, streckt den Kopf vor und beobachtet mich. In dem Augenblick fällt mir mein nächster Schachzug ein. Ich werde die letzte Plattform nehmen. Der Zug fährt immer schneller, aber ich riskiere, nur in den Dreck zu fallen, wenn ich abrutsche, und außerdem habe ich den Optimismus der Jugend. Ich verrate meine Absicht nicht. Mit herabhängenden Schultern stehe ich wie einer, der alle Hoffnung aufgegeben hat. Gleichzeitig prüfe ich mit den Füßen den Schotter. Er bietet einen sicheren Halt. Ich beobachte auch den hervorgestreckten Kopf des Bremsers. Nun zieht er sich zurück. Er ist davon überzeugt, daß der Zug zu schnell fährt, als daß ich noch mitkommen könnte.

Und der Zug fährt wirklich schnell - schneller als irgendein Zug, mit dem ich es je zu tun hatte. Als der letzte Wagen herankommt, nehme ich einen Anlauf in Fahrtrichtung. Es ist ein kurzer, schneller Anlauf. Ich kann nicht hoffen, dieselbe Schnelligkeit wie der Zug zu erreichen, aber ich kann die Differenz unserer Geschwindigkeiten auf ein Minimum reduzieren und dadurch den Anprall verringern, wenn ich aufspringe. Im Bruchteil einer Sekunde ist in der Finsternis das Gelände der hintersten Plattform nicht zu sehen, auch habe ich absolut keine Zeit, mich zu vergewissern, wo es ist. Ich strecke die Hand dorthin aus, wo es etwa sein könnte, und im selben Moment lösen sich auch meine Füße vom Boden. Jetzt geht es ums Ganze. Jeden Augenblick kann ich mit gebrochenen Rippen oder Armen oder zerschmettertem Schädel über den Schotter rollen. Doch meine Finger bekommen den Griff zu fassen, es gibt einen Ruck in meinen Armen, durch den mein Körper leicht herumgeworfen wird. Mit den Füßen pralle ich scharf aufs Trittbrett.

Ich setze mich hin und bin sehr stolz auf meine Leistung. Das war das tollkühnste Zugmanöver, das ich während meiner ganzen Vagabundenzeit riskiert habe. Spät in der Nacht bleibt man auf der letzten Plattform meist mehrere Stationen lang ungeschoren, aber ich halte es für besser, mich am Zugende nicht auf den Zufall zu verlassen. Beim ersten Halt laufe ich auf dem Bahngelände voraus, an den Pullmanwagen vorbei bis zu den üblichen Sitzwagen, tauche dort unter und lasse mich auf einer Querstrebe nieder.

Jetzt bin ich verhältnismäßig sicher. Die Bremsen denken, sie haben mich abgehängt. Aber der lange Tag und die anstrengende Nacht machen sich bemerkbar. Es ist unten auch nicht so windig und kalt, ich fange an einzunicken. Das darf aber nicht sein. Auf den Querstreben einschlafen bedeutet den Tod. Ich krieche deshalb auf der zweiten Station wieder hervor und gehe nach vorn auf die zweite

Blindplattform, dort kann ich mich hinlegen und schlafen; und ich kann euch sagen, ich schlief dort wirklich - wie lange, weiß ich nicht; erst als mir eine Laterne ins Gesicht scheint, wache ich auf. Die beiden Bremser starren mich an. Ich rappele mich hoch und gehe in Abwehrstellung. Wer von den beiden wird zuerst auf mich einschlagen. Aber sie denken gar nicht daran.

»Ich glaubte, wir hätten dich abgehängt«, sagte der Bremser, der mich am Kragen gepackt hatte. »Wenn Sie mich nicht rechtzeitig losgelassen hätten, wären Sie auch abgehängt worden«, antworte ich.

»Wieso denn?« fragte er.

»Ich hätte mich an Sie geklammert und Sie einfach festgehalten«, erwidere ich.

Sie beraten miteinander, und ihr Urteil lautet so: »Junge, Junge, du verstehst dich aufs Mitfahren. Hat doch keinen Zweck, dich dran zu hindern.«

Sie gehen weiter und lassen mich bis zum Ende ihres Streckenabschnitts in Ruhe.

Ich habe das hier nur als Beispiel dafür angeführt, was Schwarzfahren alles bedeutet. Ich habe natürlich eine Nacht aus meinen Erlebnissen ausgewählt, in der ich Glück hatte; ich habe nichts von den Nächten gesagt - und es gab genug davon -, in denen mir Zufälle in die Quere kamen und ich doch »geschmissen« wurde.

Zum Schluß will ich noch berichten, wie es mir erging, als wir ans Ende dieses Streckenabschnitts kamen. Auf den eingleisigen Überlandstrecken warten die Güterzüge an den Knotenpunkten und befahren die Strecke nach den Personenzügen. Als der Knotenpunkt erreicht war, verließ ich meinen Zug und sah mich nach dem Güterzug um, der hinterherfahren würde. Ich fand ihn, er stand auf dem Nebengleis und wartete. Ich kletterte in einen offenen Waggon, der halb voll Kohle war, und legte mich hin. Fast im selben Augenblick war ich eingeschlafen.

Ich erwachte, als die Tür aufgeschoben wurde. Die Morgendämmerung kam eben kalt und grau herauf, der Güterzug war noch gar nicht abgefahren. Ein Schaffner steckte den Kopf zur Tür herein.

»Mach, daß du rauskommst, du Lumpenhund!« brüllte er mich an.

Ich kletterte hinaus und sah, wie er am Gleis entlangging und in jeden Wagen schaute. Als er außer Sicht war, nahm ich an, er würde nie vermuten, daß ich die Frechheit besaß, wieder genau in den Waggon zu klettern, aus dem er mich hinausgeworfen hatte. Daher ging ich zurück und legte mich wieder hin.

Dieser Schaffner muß aber die gleichen Gedanken gehabt haben wie ich, denn er kam zu dem Schluß, daß ich genau das tun würde.

Deshalb kam er zurück und warf mich nochmals hinaus.

Aber er wird nicht im Traum daran denken, daß ich das ein drittes Mal tue, überlegte ich mir. Und wieder stieg ich in denselben Waggon. Aber ich wollte diesmal sichergehen. Nur eine der Mitteltüren konnte aufgemacht werden, die andere war zugenagelt. Von oben her buddelte ich mir an dieser Tür ein Loch in den Kohlenberg und legte mich hinein. Ich hörte, wie die andere Tür geöffnet wurde. Der Schaffner kletterte herein und blickte über den Kohlenhaufen. Er konnte mich nicht sehen. Er schrie, ich solle rauskommen. Ich versuchte, ihn zu täuschen, und war mucksmäuschenstill. Als er anfang, Kohlenbrocken in das Loch zu werfen, gab ich es auf und wurde zum drittenmal hinausgeworfen. Er schilderte mir in glühenden Farben, was mir passieren würde, wenn er mich hier noch einmal erwischte.

Ich änderte meine Taktik. Wenn jemand die gleichen Gedanken hat wie du, dann hänge ihn ab. Ändere plötzlich deine Überlegungen und schlage eine neue Richtung ein. Das tat ich. Ich versteckte mich zwischen einigen Wagen auf dem Nebengleis und wartete ab. Und tatsächlich kam doch dieser Schaffner wieder an den Waggon! Er machte die Tür auf, kletterte hoch, rief, warf Kohlen in das Loch, das ich gebuddelt hatte. Er kroch sogar über die Kohlen und blickte in das Loch. Fünf Minuten später setzte sich der Güterzug in Bewegung. Der Schaffner war nicht zu sehen. Ich rannte neben dem Waggon her, zog die Tür auf und kletterte hinein. Er hat nie mehr nach mir gesucht. Ich fuhr in dem Kohlenwaggon genau eintausendundzweiundzwanzig Meilen mit, während ich die meiste Zeit schlief. An den Knotenpunkten (wo die Güterzüge immer eine Stunde oder mehr halten) stieg ich aus und bettelte mir etwas Essen zusammen. Nach diesen tausendzweiundzwanzig Meilen aber verpaßte ich meinen Waggon durch einen glücklichen Zwischenfall. Ich wurde »hereingebeten«. Es gibt wohl keinen Tramp, der nicht jederzeit einen Zug fahren läßt, wenn er hereingebeten wird.

Streiflichter

»Spielt keine Rolle, wo wir krepieren und wie, solange wir gesund sind, den Rummel mitzumachen.«

Rudyard Kipling

Der größte Reiz des Landstreicherdaseins besteht vielleicht darin, daß es nie langweilig wird. Das Leben eines Tramps ist wechsellvoll - ist ein ewig wechselndes Bild -, wo das Unmögliche geschieht und das Unerwartete einem bei jeder Wegbiegung aus dem Hinterhalt entgegenspringt. Der Tramp weiß nie, was im nächsten Augenblick geschieht; folglich lebt er nur dem Augenblick. Er kennt die Sinnlosigkeit zielgerichteten Strebens, aber auch die Lust, sich von den Launen des Zufalls treiben zu lassen.

Wie oft denke ich an meine Vagabundentage, und immer wieder ergötze ich mich an der raschen Folge von Erlebnisbildern, die in meiner Erinnerung auftauchen. Es spielt gar keine Rolle, woran ich gerade denke; jeder dieser Tage ist ein Tag für sich und voller eigener sich jagender Eindrücke. Ich denke da zum Beispiel an einen sonnigen Sommermorgen in Harrisburg, Pennsylvania; sofort fällt mir ein, wie glückverheißend dieser Tag begann. Ich wurde von zwei ältlichen Fräulein aufgefordert hereinzukommen, nicht etwa in die Küche, sondern in ihr Eßzimmer, mit ihnen zusammen an einen Tisch. Wir aßen Eier aus Eierbechern! Es war das erste Mal, daß ich Eierbecher sah, ich hatte noch nie etwas davon gehört. Natürlich war ich zuerst ein bißchen ungeschickt, das muß ich schon zugeben, aber ich war hungrig und unverfroren. Ich meisterte die Sache mit den Eierbechern und auch mit den Eiern, und zwar in einer Art und Weise, die die beiden alten Damen höchlichst erstaunte.

Die beiden aßen wie ein paar Kanarienvögel, stocherten in dem einen Ei rum, das jede von ihnen nahm, und knabberten an hauchdünnen Toastscheibchen. Leben steckte nicht viel in ihnen, ihr Blut war dünn, und sie hatten die ganze Nacht im Warmen geschlafen. Ich aber war die Nacht über draußen gewesen und hatte viel von dem Brennstoff in meinem Körper verbraucht, während ich mich von Emporium, einem Ort im nördlichen Teil des Staates, bis hierher durchschlug. Und dann Toastscheiben so dünn wie Oblaten! Kaum zu beschreiben! Jedes Scheibchen war für mich nicht mal ein Mundvoll - was sage ich, nicht mal ein Happen! Ist das vielleicht 'ne Plage, nach jedem Happen nach einer neuen Scheibe Toast zu langen, wenn man mächtigen Hunger hat!

Als ich noch ein sehr kleiner Junge war, hatte ich einen sehr kleinen Hund. Er hieß Punch. Ich fütterte ihn immer selbst. Irgend jemand im Hause hatte eine Menge Enten geschossen, und es gab eine herrliche Fleischmahlzeit. Als ich fertig war, machte ich das Futter für Punch zurecht - einen großen Teller voll Knochen und Resten. Ich ging hinaus, um es ihm hinzustellen. Zufällig war nun gerade ein Besucher von einer benachbarten Farm herübergeritten und hatte einen Neufundländer, so groß wie ein Kalb, mitgebracht. Ich stellte den Teller auf die Erde. Punch wedelte mit dem Schwanz und fing an zu fressen. Er hatte mindestens eine himmlische halbe Stunde vor sich. Doch plötzlich kam etwas angerauscht. Punch wurde wie ein Strohalm von einem Wirbelwind zur Seite gefegt, und der Neufundländer machte sich über den Teller her. Er hatte ein riesiges Maul und mußte auf schnelle Mahlzeiten dressiert sein, denn noch ehe ich ihm einen Stoß in die Rippen versetzen konnte, hatte er alles vom Teller in sich hineingeschlungen. Ratzekahl leergefegt. Ein letztes Lecken beseitigte selbst die kleinsten Fettspuren.

Wie dieser Neufundländer vor dem Teller meines Hundes Punch, so benahm ich mich an dem Tisch der beiden alten Fräulein in Harrisburg. Ich fegte alles leer. Ich zerbrach nichts, aber ich machte mit allem reinen Tisch, mit den Eiern, dem Toast und dem Kaffee. Das Dienstmädchen brachte mehr, aber ich hielt sie in Trab; und sie brachte immer noch mehr herein. Der Kaffee war köstlich, nur schade, daß er in so winzigen Tassen serviert wurde. Wieviel Zeit blieb mir schon zum Essen, wenn ich mir doch die ganze Zeit die vielen Tassen Kaffee zurechtmachen mußte!

Jedenfalls blieb auf diese Weise Zeit genug für meine beredte Zunge. Die beiden alten Fräulein mit dem rosaweißen Teint und den grauen Locken hatten nie zuvor in das leuchtende Gesicht des Abenteuers gesehen. In der Sprache der Vagabunden würde man sagen, sie hatten ihr ganzes Leben auf demselben Gleis gearbeitet. In die zarten Düfte und engen Grenzen ihres ereignislosen Daseins also brachte ich die frische Luft der weiten Welt, angefüllt mit dem kräftigen Geruch von Schweiß und Kampf und den verführerischen Düften fremder Länder und Erde. Und ich kratzte mit meinen schwielenbedeckten Händen richtig über ihre zarten Handflächen - kratzte mit der dicken Hornhaut, die man vom Ziehen und Zerren an Seilen bekommt, oder von anstrengenden Stunden am Spatengriff. All das tat ich nicht nur in der Prahlerei meiner Jugend, sondern um zu beweisen, daß ich mir durch vollbrachte Arbeit ein Anrecht auf ihre Wohltätigkeit erworben hatte.

Ich sehe sie noch immer vor mir, diese lieben, reizenden Damen, wie ich vor zwölf Jahren an ihrem Frühstückstisch saß, sie mit meinen

Wanderungen zu Fuß quer durch die Welt unterhielt, ihren freundlichen Rat beiseite schiebend, wie es jeder verwegene Bursche getan hätte, und wie ich sie nicht nur mit meinen eigenen Abenteuern erregte, sondern mit den Abenteuern all der anderen Tramps, mit denen ich zusammengekommen war und Tips ausgetauscht hatte. Ich machte sie mir alle zu eigen, die Abenteuer der anderen Vagabunden, meine ich; und wenn die alten Fräulein ein bißchen weniger vertrauensselig und arglos gewesen wären, hätten sie mich schön in meinem eigenen Garn verstricken können. Was das Ganze eigentlich sollte? Es war fairer Austausch. Für ihre vielen Tassen Kaffee und Eier und Toasthäppchen gab ich mein Bestes. Schlicht und einfach gesagt, ich bot ihnen Unterhaltung. Daß ich kam und an ihrem Tisch saß, war ihr ureigenes Abenteuer, und Abenteuer sind nicht mit Geld zu bezahlen.

Als ich die alten Damen verlassen hatte und die Straße entlangging, ließ ich von der Haustür eines Langschläfers eine Zeitung mitgehen, legte mich in einem Park auf den Rasen und informierte mich über das Weltgeschehen der letzten vierundzwanzig Stunden. Dort in dem Park traf ich einen Landstreicherkollegen, der mir seine Lebensgeschichte erzählte und mich davon zu überzeugen suchte, in die Armee der Vereinigten Staaten einzutreten. Er war dem Werbeoffizier auf den Leim gegangen, war just im Begriff, in die Armee einzutreten, und konnte nicht begreifen, warum ich ihm dabei nicht Gesellschaft leisten wollte. Ein paar Monate vorher, bei dem Marsch nach Washington, war er schon in Coxey's Armee mit von der Partie gewesen, und dort mußte er wohl Geschmack am Soldatenleben gefunden haben. Zwar war auch ich Veteran, denn schließlich war ich gemeiner Soldat in der Kompanie L der zweiten Division von Kelly's Industrial Army* gewesen; diese Kompanie L war allgemein als »Nevada-Trupp« bekannt. Aber meine Erfahrungen in der Armee hatten genau die umgekehrte Wirkung gehabt. So verließ ich also jenen Landstreicher, der in der Armee vor die Hunde gehen wollte, und machte mich auf die Strümpfe nach einer Mittagsmahlzeit.

Als ich auch dieser Pflicht genügt hatte, wollte ich die Brücke über den Susquehanna zum Westufer hinübergehen. Ich habe den Namen der Eisenbahnlinie vergessen, die auf der anderen Seite entlang führte; aber als ich so morgens im Gras gelegen hatte, war mir der Einfall gekommen, nach Baltimore zu fahren. So beabsichtigte ich also, auf jener Eisenbahnlinie nach Baltimore zu trampeln, egal, wie sie hieß. Es war ein warmer Nachmittag, und als ich schon einen Teil der Brücke hinter mir hatte, sah ich eine Schar junger Burschen, die von einem

* Erklärung im Kapitel »Zweitausend Stromer«

Brückenpfeiler losschwammen. Ich warf meine Kleider ab, und schon war ich drin. Das Wasser war herrlich. Als ich wieder herauskam und mich anziehen wollte, stellte ich fest, daß ich bestohlen worden war. Jemand hatte meine Sachen durchstöbert. Nun weiß jeder, daß es schon ein Abenteuer für sich ist, wenn man bestohlen wird, und für einen Tag reicht. Ich habe Leute gekannt, die bestohlen worden sind und den ganzen Rest ihres Lebens davon redeten. Freilich, der Dieb, der sich an meinen Sachen vergriffen hatte, machte keine reiche Beute - an die dreißig oder vierzig Cent in Fünfcentstücken und Pennies, mein Tabak und Zigarettenpapier. Aber es war alles, was ich besaß, und das ist mehr, als man den meisten Menschen stehlen kann, denn die haben immer noch was zu Hause; aber ich habe kein Zuhause. Es war jedenfalls eine ausgemachte Gaunerbande, die dort herumschwamm. Ich schätzte sie richtig ein und fing nicht erst an zu jammern. Ich bat sie also um etwas zu rauchen und könnte schwören, daß es eines meiner eigenen Blättchen war, in das ich den Tabak eindrehte.

Dann wanderte ich über die Brücke zum Westufer. Hier verlief die Bahnstrecke, die ich brauchte. Weit und breit war kein Bahnhof zu sehen. Wie auf einen Güterzug gelangen, ohne erst bis zu einem Bahnhof laufen zu müssen, das war das Problem. Ich bemerkte, daß die Strecke eine ziemliche Steigung hatte und da, wo ich auf sie gestoßen war, den höchsten Punkt erreichte. Ein beladener Güterzug konnte hier also nicht sehr schnell hochfahren. Aber wie schnell? An der gegenüberliegenden Seite der Gleise lag ein hoher Bahndamm. Oben auf dem Rand sah ich den Kopf eines Mannes aus dem Gras hervorlugen. Vielleicht wußte er, wie schnell die Güterzüge die Steigung nahmen und wann der nächste in Richtung Süden ging. Ich rief ihm meine Fragen zu, und er bedeutete mir, herüberzukommen.

Ich gehorchte, und als ich hinaufgeklettert war, sah ich, daß außer ihm noch vier Männer im Gras lagen. Als ich mich umblickte, war mir klar, wen ich vor mir hatte - amerikanische Zigeuner. Auf der freien Fläche, die sich vom Rande des Bahndamms aus zwischen Bäumen ausbreitete, standen mehrere primitive Wagen. Zerlumpte, halbnackte Kinder trieben sich auf dem Platz herum. Mir fiel auf, daß sie darauf bedacht waren, den Männern nicht zu nahe zu kommen und sie zu stören. Etliche dürre, abgearbeitete und keineswegs schöne Frauen machten sich mit dem üblichen Lagerhaushalt zu schaffen. Eine saß abseits allein auf einer Stufe an einem der Wagen, den Kopf ließ sie hängen, die Knie bis zum Kinn hochgezogen, die Arme kraftlos darumgeschlungen. Sie sah nicht gerade glücklich aus. Ich hatte den Eindruck, sie kümmere sich um nichts mehr - aber das stimmte nicht, denn später konnte ich sehen, daß es durchaus etwas gab, das ihr nicht

gleichgültig war. Das ganze Ausmaß menschlichen Leidens lag in ihrem Gesicht, und dazu hatte es den tragischen Ausdruck dessen, der die Fähigkeit zu leiden verloren hat. Sie sah aus, als könnte sie nichts mehr verletzen; aber auch hierin irrte ich mich.

Ich lag im Gras oben am Rande der Böschung und schwatzte mit den Männern. Irgendwie waren wir verwandt - gewissermaßen Brüder. Ich war der amerikanische Tramp, und sie waren die amerikanischen Zigeuner. Ich kannte genug von ihrem Jargon, und sie kannten genug von meinem. Noch zwei andere Männer gehörten zu ihrem Trupp, aber die waren drüben in Harrisburg am »Maschen«. Ein »Mascher« ist ein umherziehender Lebenskünstler. Das Wort darf man nicht mit den »Maschers« (mushers) vom Klondike, den kräftigen Schlittenhunden, verwechseln, wenn der Ursprung beider Ausdrücke auch der gleiche sein mag, nämlich das entstellte französische Wort *marcher* für marschieren, gehen, umherziehen, eben »maschen«. Die beiden Mascher, die über den Fluß gegangen waren, wollten sich als Schirmflicker Geld verdienen, aber was sie mit dieser Beschäftigung eigentlich bezweckten, erfuhr ich nicht, es wäre auch unhöflich gewesen, danach zu fragen.

Es war ein herrlicher Tag. Kein Lüftchen regte sich, und wir ließen es uns in der Wärme der flimmernden Sonne wohl sein. Ringsumher hörte man das einschläfernde Summen der Insekten, und die Luft war erfüllt vom Duft der guten Erde und der grünen wachsenden Natur. Wir waren zu faul, um mehr als nötig zu reden, und warfen uns hin und wieder Gesprächsbrocken zu. Dann aber wurde mit einemmal dieser Frieden und die Stille gewaltsam gestört.

Zwei nacktbefindliche Jungen von acht oder neun Jahren hatten auf irgendeine belanglose Art irgendwelche Gesetze des Lagerlebens verletzt. Worum es ging, wußte ich nicht. Ein Mann, der neben mir lag, setzte sich plötzlich auf und rief sie. Er war das Oberhaupt des Stammes, ein Mann mit niedriger Stirn und schmalen Augen, dessen dünne Lippen und verzerrte höhnische Gesichtszüge nur zu gut erklärten, weshalb die beiden Knaben beim Klang seiner Stimme aufsprangen und wie aufgeschrecktes Wild erstarrten. Furcht stand ihnen im Gesicht geschrieben, und in panischer Angst drehten sie sich um und rannten davon. Er rief ihnen nach umzukehren, und der eine blieb zögernd zurück. Sein magerer kleiner Körper widerspiegelte pantomimisch den Kampf zwischen Furcht und Vernunft, der in seinem Innern tobte. Er wollte zurückkommen. Sein Verstand und seine Erfahrung sagten ihm, daß umzukehren das kleinere Übel war als davonzulaufen. Aber ob kleineres Übel oder nicht, es war groß genug, um seiner Furcht Flügel zu verleihen und seine Füße die Flucht ergreifen zu lassen.

Immer noch blieb er etwas zurück und kämpfte mit sich, bis er den Schutz der Bäume erreicht hatte und stehen blieb. Der Häuptling verfolgte sie nicht. Er schlenderte zu einem Wagen hinüber und nahm sich eine schwere Peitsche. Dann kam er auf den freien Platz zurück, stellte sich in die Mitte und wartete. Er sprach nicht. Er machte keine Bewegung. Er war die Verkörperung des Gesetzes, erbarmungslos und allmächtig. Er stand nur da und wartete. Und ich wußte und alle anderen wußten es, und auch die beiden Jungen unter den Bäumen wußten, worauf er wartete.

Der Junge, der zurückgeblieben war, kam langsam näher. In seinem Gesicht zeichnete sich eine zitternde Entschlossenheit ab. Er zuckte nicht zurück. Er hatte sich dazu durchgerungen, seine Strafe hinzunehmen. Und wohlgemerkt, es wurde jetzt nicht das ursprüngliche Vergehen bestraft, sondern das Davonlaufen. Damit handelte der Stammeshäuptling genauso, wie die hochwohllöbliche Gesellschaft handelt, in der wir leben. Wir bestrafen unsere Verbrecher, und wenn sie aus dem Gefängnis ausbrechen und fliehen, fangen wir sie wieder ein und erhöhen ihr Strafmaß.

Der Junge ging geradewegs auf den Häuptling zu und blieb so stehen, daß ihn die Peitschenschnur erreichen konnte. Die Peitsche pffte durch die Luft; ich fuhr unwillkürlich zusammen, weil mich die Heftigkeit des Schlages erschreckte. Die mageren Beinchen waren so dünn und so klein. Das Fleisch war zunächst weiß geworden, wo die Peitsche getroffen und sich herumgewickelt hatte. Dann sprang eine Strieme auf, wo zuerst die weißen Striche zu sehen waren, und hier und dort sickerte es auch rot durch, wo die Haut aufgesprungen war. Wieder wurde die Peitsche geschwungen, und der ganze Körper des Jungen krümmte sich in Erwartung des Hiebes. Aber er wich nicht von der Stelle. Seine Willenskraft war stark genug. Eine zweite Strieme sprang auf und eine dritte. Erst als der vierte Hieb traf, schrie der Junge los. Er konnte auch nicht länger stillstehen, von nun an hüpfte er bei jedem Hieb schmerzgepeinigt herum und schrie, aber er versuchte nicht wegzulaufen. Wenn sein unwillkürliches Umhertanzen ihn außer Reichweite der Peitsche brachte, tanzte er wieder näher heran. Dann war es vorüber - zwölf Peitschenhiebe -, wimmernd und heulend humpelte er zwischen die Wagen.

Der Häuptling stand unbeweglich und wartete. Der andere Junge kam unter den Bäumen hervor. Er ging nicht geradeaus vorwärts. Er kam wie ein winselnder Hund, immer wieder packte ihn die Furcht und ließ ihn ein halbes Dutzend Schritte zurückweichen. Doch immer wieder kehrte er um und kam näher, immer dichter umkreiste er den Mann. Dabei wimmerte er und gab unartikulierte Laute von sich. Ich bemerkte, daß er den Mann auch nicht einmal ansah. Seine Augen

waren nur auf die Peitsche gerichtet, und in seinen Augen war ein Entsetzen, das mich krank machte - das wahnsinnige Entsetzen eines unvorstellbar mißhandelten Kindes. Ich habe in der Schlacht kräftige Männer links und rechts fallen und sich in Todeskrämpfen winden sehen, ich habe erlebt, wie sie zu Dutzenden von explodierenden Granaten in die Luft geschleudert und zerfetzt wurden; ihr könnt mir glauben, das anzusehen kam mir wie ein Witz vor, verglichen damit, was ich beim Anblick des armen Kindes litt.

Die Auspeitschung begann. Die Peitschenhiebe, die der erste Junge erhalten hatte, waren das reine Spiel im Vergleich zu diesen. Im Nu lief das Blut an den dünnen Beinchen herunter. Er hüpfte und wand und krümmte sich, bis er fast eine groteske Marionette zu sein schien, an deren Fäden man zog. Ich sage »schien«, denn sein Schreien strafte den »Schein« Lügen und drückte ihm den Stempel der Echtheit auf. Seine Schreie waren scharf und durchdringend; es waren keine heiseren Töne darin. Die dünne hohe Stimme eines Kindes war zu hören, das Junge oder Mädchen sein konnte. Bald konnte er es nicht länger aushalten. Die Vernunft verließ ihn, und er versuchte fortzulaufen, aber jetzt folgte ihm der Mann, verhinderte seine Flucht und trieb ihn mit Schlägen immer wieder auf den freien Platz.

Dann ereignete sich ein Zwischenfall. Ich hörte einen wilden, unterdrückten Schrei. Die Frau, die vor dem Wagen saß, war aufgestanden und lief jetzt herbei, um den Jungen in Schutz zu nehmen. Sie sprang zwischen ihn und den Mann.

»Willst wohl auch 'n paar übergezogen kriegen«, sagte der Mann mit der Peitsche. »Na gut.«

Er schwang die Peitsche über ihr. Da ihre Röcke lang waren, schlug er nicht nach den Beinen. Er versuchte, ihr Gesicht zu treffen. Sie schützte es mit Händen und Unterarmen, so gut sie konnte, zog den Kopf zwischen die mageren Schultern und beugte sich vor, so daß ihre mageren Schultern und Arme die Hiebe abbekamen. Heldenhafte Mutter. Sie wußte, was sie tat. Der Junge, der immer noch kreischte, machte, daß er zwischen den Wagen verschwand.

Währenddessen lagen die vier Männer neben mir, sahen zu und rührten keinen Finger. Ich rührte auch keinen Finger und gebe es zu, ohne mich zu schämen. Wenn meine Vernunft auch heftig gegen meinen natürlichen Instinkt aufzuleben und dazwischenzugehen ankämpfen mußte. Ich kannte das Leben. Was nützte es der Frau oder mir, wenn ich von den Fünfen am Ufer des Susquehanna zu Tode geprügelt wurde. Ich habe einmal zugesehen, wie ein Mann gehängt wurde, und wenn sich auch meine ganze Seele dagegen aufbäumte, kam doch kein Schrei aus meinem Munde. Hätte ich geschrien, wäre mir höchstwahrscheinlich mit dem Griff eines Revolvers der Schädel

eingeschlagen worden, denn das Gesetz der Bande schrieb eben vor, daß er hängen mußte. Und hier in dieser Zigeunergruppe war es eben Gesetz, daß die Frau gepeitscht wurde. Dennoch bestand in beiden Fällen der Grund für mein Nichteingreifen nicht darin, daß es ein Gesetz gab, sondern darin, daß das Gesetz stärker war als ich. Wären nicht die vier Mann neben mir im Gras gewesen, hätte ich mich mit Vergnügen auf den mit der Peitsche geworfen. Und wenn man von der Möglichkeit absieht, daß einige Frauen des Lagers vielleicht mit Messern oder Knüppeln über mich hergefallen wären, hätte ich ihn zu Puppenlappen gehauen. Die vier lagen jedoch neben mir im Gras. Eben dadurch war ihr Gesetz stärker als ich. Ihr könnt mir glauben, ich litt auch mein Teil dabei. Es war nicht das erste Mal, daß ich ansehen mußte, wie eine Frau geschlagen wurde, aber nie hatte ich so etwas gesehen wie hier. Ihr Kleid war über der Schulter zu Fetzen zerpeitscht. Ein Hieb, den sie nicht abfangen konnte, hinterließ einen blutigen Striemen auf Kinn und Wange. Nicht ein Hieb oder zwei, nicht ein Dutzend Hiebe oder zwei trafen sie, sondern endlos, unaufhörlich piffte die Peitsche und wand sich die Schnur um sie. Mir brach der Schweiß aus, ich keuchte und krallte mich mit den Händen ins Gras, bis ich es mit der Wurzel ausgerissen hatte. Und immerzu hämmerte mir mein Verstand ein: Du Narr! Du Narr! Als sie den Striemen ins Gesicht bekam, konnte ich mich beinahe nicht mehr halten. Ich wollte aufspringen, aber der Mann neben mir streckte die Hand aus, packte mich an der Schulter und drückte mich herunter.

»Ruhig, Kumpel, ruhig Blut«, warnte er mich leise. Ich sah ihn an. Er blickte mir unverwandt in die Augen. Der Mann war hoch gewachsen, breitschultrig und muskelbepackt; sein Gesicht war träge, phlegmatisch, faul, wenn auch freundlich, aber ohne jede Leidenschaft und ganz und gar seelenlos - ein trüber, nicht boshafter, von moralischen Werten unberührter, sturer Kerl. Er war wie ein Tier und besaß höchstens einen schwachen Schimmer an Verstand, eine gutmütige Bestie mit der Kraft und dem geistigen Horizont eines Gorillas. Seine Hand drückte mich nieder, und man konnte sich leicht die Muskelkraft hinter diesem Griff vorstellen. Ich blickte die anderen vierschrotigen Gestalten an, zwei waren gänzlich unbewegt und teilnahmslos, und einer weidete sich an dem Schauspiel. Mein Verstand kam wieder zu seinem Recht, meine Muskeln erschlafften, ich ließ mich ins Gras fallen.

Ich dachte an die beiden alten Damen, mit denen ich heute morgen gefrühstückt hatte. Keine zwei Meilen Luftlinie trennten sie von dieser Szene. Hier an einem windstillen Tag und unter einer milden Sonne wurde eine ihrer Schwestern von einem meiner Brüder geschlagen. Hier war eine Seite im Buch des Lebens, die sie nie lesen würden -

und das war auch gut so. Da sie das Leben nicht kannten, wären sie auch weder in der Lage gewesen, diese ihre Schwestern zu verstehen noch sich selbst, auch hatten sie keine Ahnung, aus welchem Holz sie geschnitzt waren. Denn es ist dem Weib nicht gegeben, in parfümierten engen Zimmern zu leben und sich dennoch als kleine Schwester aller Menschen zu fühlen.

Die Auspeitschung war zu Ende, und die Frau, die nicht mehr schrie, kehrte zu ihrem Platz auf dem Wagen zurück. Die anderen Frauen gingen nicht zu ihr - nicht gleich jedenfalls. Sie hatten Angst. Aber sie kamen später, nachdem eine gewisse Anstandspause vergangen war. Der Mann legte die Peitsche weg, kam zu uns herüber und warf sich neben mich ins Gras. Er keuchte nach der Anstrengung. Er wischte sich den Schweiß mit dem Jackenärmel aus den Augen und blickte mich herausfordernd an. Ich erwiderte seinen Blick, als ob nichts geschehen war; was er getan hatte, war nicht meine Sache. Ich ging nicht unvermittelt fort. Ich lag noch eine halbe Stunde länger da, was unter den Umständen von Taktgefühl und gutem Benehmen zeugte. Ich drehte noch Zigaretten aus dem Tabak, den ich mir von ihnen borgte, und als ich die Böschung auf die Bahnstrecke hinunterglitt, hatte ich auch die nötigen Auskünfte erhalten, um den nächsten Güterzug in Richtung Süden zu erwischen.

Ja, aber was sollte das alles? Es war eine Seite aus dem Buch des Lebens, nichts weiter; und es gibt viele Seiten darin, die schlimmer, weit schlimmer sind als die, die ich gesehen habe. Ich habe mich so manches Mal darüber ausgelassen (im Scherz, so glaubten meine Zuhörer), daß das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Menschen und Tieren darin besteht, daß der Mensch das einzige Lebewesen ist, das die weiblichen Wesen seiner Gattung mißhandelt. Das ist etwas, das weder der Wolf noch der feige Kojote sich je zuschulden kommen lassen würden. Selbst ein Hund, den die Zähmung durch den Menschen degradiert hat, tut das nicht. Der Hund behält in dieser Hinsicht immer noch den Instinkt der Wildnis, während der Mensch die meisten Instinkte der Wildnis verloren hat - wenigstens die meisten guten Instinkte.

Schlimmere Seiten des Lebens, als ich sie beschrieben habe? Lest die Berichte über die Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten - im Osten, Westen, Norden und Süden, ganz gleich, wo -, und lernt daraus, daß wir alle, Profitjäger, die wir sind, schlimmere Seiten in das Buch des Lebens drucken als jene eine Seite von der Mißhandlung einer Frau am Susquehanna.

Ich ging die Böschung etwa hundert Meter hinunter, bis zu einer Stelle, an der die Erde neben dem Gleis guten Halt bot. Hier konnte ich den Güterzug abpassen, wenn er langsam bergauf schnaufte, und

hier fand ich auch ein halbes dutzend Landstreicher vor, die aus dem gleichen Grunde warteten. Einige spielten Siebzehn und Vier mit einem alten Kartenspiel. Ich machte mit. Ein Neger mischte die Karten. Er war dick und jung und hatte ein Mondgesicht. Es strahlte vor Gutmütigkeit, es triefte geradezu davon. Als er mir die erste Karte gab, hielt er inne und rief:

»Mensch, wir haben uns doch schon mal wo gesehen.«

»Klar«, erwiderte ich, »bloß 'ne andere Kluft hast du damals angehabt.«

Er war verblüfft.

»In Buffalo war das, stimmt's?« forschte ich.

Dann fiel es ihm ein. Mit Gelächter und großem Hallo begrüßte er mich als alten Kumpel. In Buffalo war seine Kleidung gestreift gewesen, während er seine Zeit in der Strafanstalt der Grafschaft Erie absaß. Was das anbelangt, war meine Kleidung damals auch gestreift, denn ich hatte ebenfalls meine Zeit dort abgesessen.

Das Spiel ging weiter, und ich erfuhr, worum überhaupt gespielt wurde. Die Böschung hinunter, die weiter zum Flußufer abfiel, führte ein steiler, schmaler Pfad zu einer Quelle, die etwa zehn Meter unter uns lag. Wir saßen oben am Rande der Böschung. Derjenige, der verlor, mußte in einer kleinen Büchsenmilchdose den Gewinnern Wasser holen.

Die erste Runde verlor unser Schwarzer. Er nahm die kleine Milchbüchse und kletterte die Böschung hinunter, während wir oben saßen und ihn frotzelten. Wir tranken wie Kälber. Für mich allein mußte er viermal gehen, und die anderen hatten einen ebenso mächtigen Durst. Der Pfad war sehr steil, und mitunter rutschte der Neger aus, wenn er schon halb oben war, verschüttete das Wasser und mußte wieder zurück, um neues zu holen. Aber er wurde nicht ärgerlich. Er lachte genauso von Herzen wie wir. Deshalb rutschte er auch so oft aus. Er versicherte uns, daß er gewaltige Mengen trinken würde, wenn ein anderer verlöre.

Als unser Durst gestillt war, begannen wir ein neues Spiel. Wieder verlor der Neger, und wieder tranken wir nach Herzenslust. Ein drittes und ein viertes Spiel endeten genauso; und jedesmal starb unser dunkles Mondgesicht fast vor Vergnügen über das Geschick, das Fortuna ihm zuteilte. Und wir starben bald mit ihm, kein Wunder bei unserem Spaß. Wir lachten wie sorglose Kinder oder Götter dort oben am Rande der Böschung. Ich weiß noch, daß ich so lange lachte, bis ich glaubte, mir würde der Kopf platzen, und ich trank so viel aus der Milchdose, daß ich beinahe so voll Wasser war wie ein absaufender Kahn. Dann fingen wir allen Ernstes an, darüber zu diskutieren, ob wir den Güterzug überhaupt erreichen würden, wenn er die Steigung

heraufkam, da wir doch so viel Wasser getrunken hatten. Dieses Gerede gab unserem Mohren fast den Rest. Er mußte das Wasserholen für mindestens fünf Minuten einstellen, weil er im Gras lag und sich vor Lachen wälzte.

Die länger werdenden Schatten reichten immer weiter über den Fluß. Die sanfte, kühle Dämmerung kam heran, und wir tranken noch immer Wasser, und unser ebenholzfarbener Mundschenk brachte uns immer noch mehr. Die Mißhandlung der Frau, die erst eine Stunde zurücklag, war vergessen. Es war eine Buchseite, die man las und umblätterte; ich war jetzt in eine neue Seite vertieft, und wenn die Lokomotive pfeifend die Steigung heraufkam, würde auch diese Seite zu Ende sein und eine neue beginnen. Und so blättert man unaufhörlich Seite um Seite im Buch des Lebens - wenn man jung ist.

Dann spielten wir eine Runde, die der Schwarze nicht verlor. Das Opfer war ein dürrer Tramp, der aussah, als ob er ein Magenleiden hatte. Er hatte am wenigsten von uns allen gelacht. Wir meinten, daß wir kein Wasser mehr wollten - was auch stimmte. Nicht einmal die Schätze des Morgenlandes hätten mich veranlaßt, auch nur noch einen Tropfen hinunterzubringen, und auch mit Preßluft hätte man nichts mehr in meinen aufgeschwemmten Leib drücken können. Unser Neger war enttäuscht, nutzte dann aber die Situation und meinte, er möchte etwas Wasser haben. Er wollte auch wirklich. Er bekam sein Wasser und dann mehr und noch mehr. Je öfter der trübsinnige Tramp die steile Böschung hinauf- und hinabkletterte, je mehr Wasser verlangte unser Mohr. Er trank mehr Wasser als wir alle zusammen. Die Dämmerung ging in die Nacht über, die Sterne kamen heraus, und er trank immer noch. Ich glaube wirklich, er würde immer noch dasitzen und Wasser und Rache schlürfen, während der trübsinnige Tramp sich hinab- und heraufmühte.

Aber der Güterzug pfiß. Diese Seite war gelesen. Wir sprangen auf und verteilten uns am Bahndamm. Keuchend und qualmend kam die Lok die Steigung herauf, ihr Feuerschein verwandelte die Nacht in Tag und ließ uns in scharfen Umrissen auf dem dunklen Hintergrund aufleuchten. Die Lokomotive fuhr vorüber, wir rannten alle mit dem Zug mit, einige hängten sich an die Trittleitern, andere stießen die Seitentüren leerer Waggonen auf und kletterten hinein. Ich selbst erwischte einen Runnenwagen mit Bauholz verschiedener Länge, suchte mir eine gemütliche Lücke und kroch hinein. Ich lag auf dem Rücken, eine Zeitung als Kopfkissen. Über mir funkelten die Sterne und schwangen hin und her, wenn der Zug durch Kurven fuhr. Und während ich sie betrachtete, schlief ich ein. Der Tag war vorbei - ein Tag meines Lebens. Morgen würde ein neuer Tag anbrechen, und ich war jung.

Geschnappt

Ich fuhr in einem »Seitentür-Pullman«, oder, wie es eigentlich heißt, in einem geschlossenen Güterwagen, an den Niagarafall. Ein offener Güterwagen heißt übrigens in unserem Jargon eine »Gondola«, eine Gondel also, wobei die zweite Silbe betont und lang ausgesprochen wird. Doch zurück zur Sache. Ich kam am Nachmittag an und ging geradewegs vom Güterzug zum Niagarafall. Sobald meine Augen dieses Naturwunder mit den niederstürzenden Wassermassen sahen, war ich verloren. Ich konnte mich einfach nicht losreißen, um mir mein Abendbrot an den Türen zusammenzufechten. Nicht mal eine Aufforderung zum »Reinkommen« hätte mich weglocken können. Die Nacht brach herein, eine schöne Mondnacht, und ich trieb mich an den Wasserfällen herum bis nach elf Uhr. Dann war es Zeit, eine geeignete Stelle zum Kampieren auszukundschaften.

Kampieren, logieren, pennen, aufs Ohr hauen bedeutet alles dasselbe, nämlich schlafen. Irgendwie hatte ich eine Ahnung, daß Niagara Falls eine schlechte Stadt für Landstreicher war, und so zog ich mich lieber ins Freie zurück. Ich kletterte über einen Zaun und legte mich in einem Feld hin. Das Auge des Gesetzes würde mich hier nicht finden, bildete ich mir ein. Ich lag auf dem Rücken im Gras und schlief fest wie ein Säugling. Es war angenehm warm, und ich wachte nicht einmal in der Nacht auf. Aber mit der ersten grauen Morgendämmerung schlug ich die Augen auf, und gleich fiel mir das großartige Wasserspiel ein. Ich kletterte wieder über den Zaun und ging die Straße hinunter, um es mir noch einmal anzusehen. Es war früh am Morgen - nicht später als fünf Uhr -, und vor acht Uhr konnte ich nicht damit anfangen, mir mein Frühstück zusammenzuklopfen. Ich konnte also mindestens drei Stunden am Wasser bleiben. Aber ach! Das Schicksal wollte es, daß ich weder den Fluß noch den Wasserfall wiedersehen sollte.

Als ich in die Stadt kam, schlief noch alles. Wie ich so die stille Straße entlangging, sah ich drei Männer, die mir auf dem Bürgersteig entgegenkamen. Sie gingen alle drei nebeneinander. Landstreicher, stellte ich für mich fest, genau wie ich, und auch schon früh auf den Beinen. Aber meine Vermutung war nicht ganz richtig. Ich hatte nur zu zwei Dritteln recht. Zwar waren die beiden Männer links und rechts Landstreicher, aber der in der Mitte nicht. Ich ging ganz an den Rand des Bürgersteigs, um die drei vorbeizulassen.

Aber sie gingen nicht vorbei. Der Mann in der Mitte sagte etwas,

und sie blieben stehen, und der in der Mitte wandte sich an mich.

Ich roch den Braten sofort. Er war ein »fliegender Polizist«, und die beiden Ländstreicher waren seine Gefangenen. Das Auge des Gesetzes war wach und hinter den Frühaufstehern her. Ich war ein solcher. Wäre ich reicher an Erfahrungen gewesen in dem, was mich die nächsten Monate erwartete, wäre ich sicher umgekehrt und wie der Teufel davongerannt. Vielleicht hätte er auf mich geschossen, aber er hätte treffen müssen, um mich zu kriegen. Nachlaufen hätte er mir nicht können, denn zwei Landstreicher in der Hand sind besser als einer auf der Flucht. Und trotzdem stand ich da wie eine Strohuppe, als er mich anhielt. Unsere Unterhaltung war kurz. »In welchem Hotel wohnen Sie?« fragte er. Damit hatte er mich. Ich wohnte in gar keinem Hotel, und ich nicht mal den Namen irgendeines Hotels am Orte kannte, konnte ich auch nicht behaupten, in einem zu wohnen. Außerdem war ich zu früh am Morgen auf den Beinen.

Alles war gegen mich.

»Ich bin eben erst angekommen«, sagte ich.

»Also los, umgedreht und vor mir hergegangen, aber schön dicht vor mir. Jemand möchte Sie sprechen.«

Sie hatten mich geschnappt. Ich wußte, wer mich sprechen wollte. Mit dem »fliegenden Polizisten« und den beiden Landstreichern auf den Fersen, führte ich sie, den Anweisungen des ersteren folgend, den Weg zum Stadtgefängnis. Dort wurden wir durchsucht und unsere Namen aufgeschrieben. Ich weiß nicht mehr, unter welchem Namen ich eingetragen wurde. Ich hatte Jack Drake angegeben, aber als sie mich durchsuchten, fanden sie Briefe, die an Jack London adressiert waren. Das brachte mich in Schwierigkeiten und verlangte Aufklärung; aber all das Drum und Dran habe ich vergessen, und ich weiß bis heute nicht, ob ich damals unter Jack Drake oder Jack London geschnappt worden war. Wie dem auch sei, einer der beiden Namen muß im Eingangsbuch des Stadtgefängnisses von Niagara Falls zu finden sein. Ein Nachschlagen würde es ans Licht bringen. Es war irgendwann in der zweiten Junihälfte 1894. Und nur wenige Tage nach meiner Inhaftierung begann der große Eisenbahnerstreik.

Von der Aufnahme wurden wir zum „Landstreicher“ gebracht, wo man uns einschloß. Der „Landstreicher“ ist der Teil eines Gefängnisses, wo die leichteren Straffälligen in einem großen Eisenkäfig zusammengesperrt werden. Da Landstreicher die Hauptmasse der leichteren Straffälligen ausmachen, heißt der besagte Eisenkäfig der „Landstreicher“. Hier trafen wir einige Tramps, die man an jenem Morgen bereits geschnappt hatte, und es dauerte gar nicht lange, da wurde in kurzen Abständen die Tür aufgeschlossen, und immer weitere zwei oder drei wurden zu uns hereingeschoben. Als wir

schließlich insgesamt sechzehn waren, wurden wir nach oben in den Gerichtssaal geführt. Ich möchte jetzt wahrheitsgetreu aufzeichnen, was sich in jenem Gerichtssaal zutrug, denn ich weiß, daß mein patriotisches staatsbürgerliches Bewußtsein dort einen Schock erhielt, von dem es sich nie richtig erholt hat.

Im Gerichtssaal waren die sechzehn Häftlinge, der Richter und zwei Gerichtsdiener. Der Richter schien als sein eigener Protokollführer zu fungieren. Es gab keine Zeugen. Auch waren keine Bürger von Niagara Falls anwesend, um zu sehen, wie in ihrer Gemeinde Recht gesprochen wurde. Der Richter blickte auf die ihm vorgelegte Liste und rief einen Namen. Ein Tramp stand auf. Der Richter blickte den Gerichtsdiener an. »Landstreicherei, Euer Gnaden«, sagte der Gerichtsdiener. »Dreißig Tage«, sagte Seine Gnaden. Der Tramp setzte sich, und der Richter rief einen anderen Namen, und ein anderer Tramp erhob sich.

Für die Aburteilung dieses Landstreichers hatte man gerade fünfzehn Sekunden benötigt. Die Aburteilung des nächsten Tramps ging mit derselben Geschwindigkeit vor sich. Der Gerichtsdiener sagte: »Landstreicherei, Euer Gnaden«, und Seine Gnaden sagte: »Dreißig Tage.« So schnurrte die Verhandlung wie ein Uhrwerk ab, fünfzehn Sekunden je Tramp - und dreißig Tage.

Sie stehen da wie Hornochsen, dachte ich bei mir. Laßt mich erst mal an die Reihe kommen; ich werde Seiner Gnaden schon was erzählen. Mitten in der Vorstellung beliebte es Seiner Gnaden, zur Abwechslung einen von uns zu Worte kommen zu lassen. Zufällig war derjenige nicht ein echter Landstreicher. Er hatte keines der Kennzeichen des professionellen Stromers an sich. Wäre er zu uns gestoßen, während wir bei einem Wassertank auf einen Güterzug warteten, hätten wir ihn ohne zu zögern als »Greenhorn« eingestuft. Greenhorn bedeutet unter Landstreichern so viel wie Neuling. Dieses Greenhorn war schon in vorgerückten Jahren - etwa fünfundvierzig, möchte ich meinen. Der Rücken war rund, und das Gesicht von Wind und Wetter zerfurcht.

Viele Jahre hindurch, so sagte er aus, sei er Fuhrmann bei einer Firma in, wenn ich mich recht erinnere, Lockport im Staate New York gewesen. Mit der Firma sei es bergab gegangen, und schließlich habe sie während der Krise von 1893 bankrott gemacht. Ihn hätte man bis zum Schluß behalten, wenn er gegen Ende auch nur noch sehr unregelmäßig beschäftigt worden sei. Er schilderte dann des langen und breiten, wie schwierig es in den folgenden Monaten war Arbeit zu erhalten (wo ja so viele arbeitslos waren). Schließlich sei er nach Buffalo aufgebrochen in dem Glauben, an den Seen bessere Arbeitsmöglichkeiten zu finden. Und nun war er hier. Das war alles.

»Dreißig Tage«, sagte Seine Gnaden und rief den Namen des nächsten

Landstreichers auf.

Der Vagabund stand auf. »Landstreicherei, Euer Gnaden«, sagte der Gerichtsdienner, und seine Gnaden erklärte: »Dreißig Tage. «

Und so ging es immer weiter, fünfzehn Sekunden und dreißig Tage pro Landstreicher. Die Maschinerie des Justizwesens arbeitete ohne zu stocken. In Anbetracht der frühen Morgenstunde war es wahrscheinlich, daß Seine Gnaden noch nicht gefrühstückt und es jetzt eilig hatte.

Mein amerikanisches Blut war in Wallung geraten. Hinter mir standen viele Generationen meiner amerikanischen Vorfahren. Eine der Freiheiten, für die meine Vorfahren gekämpft hatten und gestorben waren, war das Recht, vor ein Geschworenengericht zu kommen. Das war mein Erbe, für mich durch ihr Blut geheiligt, und ich war verpflichtet, dafür einzustehen. Alles was recht ist, sprach ich mir selbst Mut zu, nur ruhig, bis er mich drannimmt.

Ich kam dran. Mein Name, gleich, welcher es nun auch gerade war, wurde aufgerufen, und ich stand auf. Der Gerichtsdienner sagte: »Landstreicherei, Euer Gnaden«, und ich fing an mich zu rechtfertigen. Aber der Richter fing gleichzeitig an zu sprechen und sagte: »Dreißig Tage.« Ich wollte gerade protestieren, aber im selben Moment, rief Seine Gnaden den nächsten Namen von der Liste auf. Seine Gnaden unterbrach den Ablauf nur so lange, um mir zu sagen: »Halten Sie den Mund!« Der Gerichtsdienner zwang mich, mich wieder zu setzen, und im nächsten Augenblick hatte schon der nächste Tramp seine dreißig Tage verpaßt bekommen, und gleich war der darauffolgende dran, um sein Urteil entgegenzunehmen.

Als wir alle abgefertigt waren, dreißig Tage pro Stromer, wandte sich Seine Gnaden, als er uns gerade schon entlassen wollte, plötzlich an den Fuhrmann von Lockport - den einzigen, dem er erlaubt hatte, zu sprechen. »Warum haben Sie Ihren Arbeitsplatz verlassen?« fragte Seine Gnaden.

Nun hatte aber der Fuhrmann bereits erklärt, wie es dazu gekommen war, daß man ihm den Arbeitsplatz genommen hatte, und die Frage verwunderte ihn maßlos.

»Euer Gnaden«, begann er verwirrt, »ist es nicht ein bißchen komisch, was Sie da fragen?«

»Dreißig Tage drauf, weil Sie Ihren Arbeitsplatz verlassen haben«, verkündete Seine Gnaden, und die Sitzung war beendet. Das war nun das Ergebnis. Der Fuhrmann bekam insgesamt sechzig Tage, während wir anderen je dreißig Tage erhalten hatten.

Man brachte uns nach unten, sperrte uns ein und gab uns Frühstück. Es war ein recht brauchbares Frühstück, verglichen mit dem, was man so in Gefängnissen bekommt, und es war das beste Frühstück, das ich

in dem ganzen kommenden Monat kriegen sollte.

Was mich betraf, so war ich völlig verwirrt. Da saß ich nun; man hatte mich verurteilt nach einer Farce von Gerichtsverhandlung, in der man mir nicht nur mein Recht auf eine Verhandlung vor Geschworenen verweigert hatte, sondern auch mein Recht, mich zu verteidigen oder mich schuldig zu bekennen. Eine andere Sache, für die meine Väter gekämpft hatten, kam mir in den Sinn - die Habeas-Corpus-Akte.* Denen würde ich's zeigen. Aber als ich um einen Rechtsanwalt bat, lachten sie mich nur aus. Die Habeas-Corpus-Akte: Schön und gut, aber was nützte sie mir, wenn ich mit niemandem außerhalb des Gefängnisses Verbindung aufnehmen konnte? Aber ich würde es ihnen trotzdem zeigen. Sie konnten mich ja nicht ewig im Kittchen festhalten. Also abwarten, bis ich wieder raus war, aber dann! Ich würde sie schon aufhorchen lassen. Ich wußte einiges über das Gesetz und kannte meine eigenen Rechte; ihre Vergewaltigung der Rechtssprechung würde ich an die Öffentlichkeit bringen. Visionen von Klagen auf Schadenersatz und sensationellen Zeitungsüberschriften tanzten vor meinen Augen, als die Gefängniswärter hereinkamen und uns in die Amtsräume trieben.

Ein Polizist legte mir eine Handschelle um mein rechtes Handgelenk. (Aha, dachte ich, eine neue Beleidigung. Wartet nur, bis ich draußen bin.) Am linken Handgelenk eines Negers machte er den anderen Teil der Handschelle fest. Es war ein sehr großer Neger, weit über sechs Fuß lang; er war so lang, daß seine Hand meine in der Handschelle etwas anhob, wenn wir nebeneinander standen. Außerdem war er der lustigste und zerkumpteste Neger, den ich je gesehen habe.

Wir wurden also alle paarweise mit den Handschellen aneinandergekettet. Dann wurde eine blanke vernickelte Stahlkette gebracht, durch die Gelenke aller Handschellen gezogen und am vorderen und hinteren Ende unserer Zweierreihe zusammengeschlossen. Damit waren wir dann Kettensträflinge. Man gab den Befehl zum Abmarsch, und unter der Bewachung von zwei Polizisten zogen wir hinaus auf die Straße. Der große Neger und ich hatten einen Ehrenplatz. Wir führten die Prozession an.

Nach dem Grabesdunkel im Gefängnis wirkte der Sonnenschein draußen betäubend. Nie zuvor hatte ich das Sonnenlicht als so liebkosend empfunden wie jetzt als Gefangener in rasselnden Ketten, der wußte, daß er es für die nächsten dreißig Tage wohl kaum wiedersehen würde. Wir marschierten durch die Straßen von Niagara

* 1679 erlassenes englisches Gesetz, das Verhaftung von Staatsbürgern ohne richterlichen Befehl verbietet.

Falls bis zum Bahnhof, während uns neugierige Passanten anstarrten, besonders aber eine Touristengruppe, die gerade auf der Veranda eines Hotels saß, als wir vorbeimarschierten.

Die Kette war lang genug; mit viel Geklirr und Gerassel ließen wir uns, je zwei und zwei, in dem Raucherabteil nieder. Ich war noch immer außer mir über die gesetzeswidrige Behandlung, die man mir und meinen Vorvätern zumutete. Andererseits war ich aber zu nüchtern und praktisch, als daß ich deswegen den Kopf verloren hätte. All das war neu für mich. Dreißig geheimnisvolle Tage standen mir bevor, und ich versuchte jemanden ausfindig zu machen, der die Spielregeln kannte. Ich hatte nämlich schon herausbekommen, daß es nicht in ein kleines Gefängnis mit etwa hundert Gefangenen ging, sondern in eine ausgewachsene Strafanstalt mit mehreren tausend Häftlingen, die zwischen zehn Tagen bis zu zehn Jahren dort festsäßen.

Direkt hinter mir, gleichfalls mit dem Handgelenk an die Kette gefesselt, saß ein vierschrötiger, untersetzter, muskelbepackter Mann. Er mußte so zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahre alt sein. Ich schätzte ihn ab. In seinen Augenwinkeln glaubte ich Humor, Lachen und Freundlichkeit zu entdecken. Alles andere an ihm wirkte brutal, war völlig ungehemmt von moralischen Prinzipien und hatte die Wildheit und überschüssige Kraft einer Bestie. Das einzige, was ihn in meinen Augen rettete und für mich annehmbar machte, waren eben die Augenwinkel - der Humor, das Lachen und die Freundlichkeit eines Tieres, solange es nicht gereizt ist.

Er war aber genau das, was ich brauchte. Ich machte mich an ihn heran. Während mein Handschellennachbar, der lange Neger, lachend und glucksend irgendwelchen Wäschestücken nachtrauerte, die er sicher durch seine Inhaftierung verlieren würde, und während der Zug in Richtung Buffalo rollte, unterhielt ich mich mit dem Mann hinter mir. Seine Pfeife war leer. Ich stopfte sie ihm mit meinem kostbaren Tabak - soviel, daß ich mir ein Dutzend Zigaretten daraus hätte drehen können. Und wirklich, je länger wir uns unterhielten, desto sicherer war ich, daß er der Richtige für mich war, und ich teilte meinen ganzen Tabak mit ihm.

Nun ist es so, daß ich einen irgendwie recht beweglichen Organismus habe und mich fast jeder Situation anzupassen vermag. Ich nahm mir also vor, mit jenem Mann gut auszukommen, wenngleich ich mir absolut nicht träumen ließ, was für einen außerordentlich guten Erfolg ich damit haben würde. Er war noch nie in jener berühmten Strafanstalt gewesen, in die es gehen sollte, aber er hatte ein, zwei oder drei »Sitzungen« in verschiedenen anderen Gefängnissen hinter sich (eine »Sitzung« ist ein Jahr), und er hatte

genügend Erfahrung gesammelt. Wir wurden ziemlich dicke Freunde, und mein Herz hüpfte, als er mir den Rat gab, alles so wie er zu machen. Er nannte mich Jack, und ich nannte ihn auch Jack.

Der Zug hielt auf einer Station ungefähr fünf Meilen von Buffalo entfernt, und wir, das heißt die ganze Kettenbande, stiegen aus. Ich kann mich nicht mehr genau an den Namen der Station erinnern, aber es war irgend so etwas wie Rocklyn, Rockwood, Black Rock, Rockcastle oder Newcastle. Wie der Ort nun auch immer hieß, wir mußten erst ein kurzes Stück zu Fuß laufen und wurden dann in eine Straßenbahn verladen. Es war ein altmodisches Vehikel, auf jeder Seite mit einer durchgehenden, Bank. Alle Fahrgäste, die schon auf einer Seite saßen, wurden gebeten, auf der anderen Seite Platz zu nehmen, und wir setzten uns unter lautem Kettengerassel auf ihre Plätze. Wir saßen ihnen also gegenüber, und ich erinnere mich noch sehr gut an die beklommenen Gesichter der Frauen, die uns zweifelsohne für abgeurteilte Mörder und Bankräuber hielten. Ich versuchte, besonders wild und verwegen auszusehen, aber mein Handschellenkumpan, der immer lustig aufgelegte Neger, rollte mit den Augen, lachte und wiederholte nur immerzu: »Ach Gott, ach Gott!«

Wir stiegen aus, gingen wieder ein Stück zu Fuß und wurden in die Amtsräume der Strafanstalt der Grafschaft Erie geführt. Hier wurden wir registriert; in diesen Listen ist also der eine oder andere meiner Namen zu finden. Außerdem wurde uns bedeutet, alle unsere Wertgegenstände abzugeben wie Geld, Tabak, Streichhölzer, Taschenmesser und so weiter.

Mein neuer Kompagnon warnte mich kopfschüttelnd. »Wenn ihr die Sachen nicht hier laßt, werden sie euch drinnen abgenommen«, warnte der Beamte.

Trotzdem schüttelte mein Kompagnon den Kopf. Er tat irgend etwas mit den Händen, aber versteckt hinter den Rücken der anderen. (Die Handschellen hatte man uns abgenommen.) Ich beobachtete ihn und folgte seinem Beispiel, indem ich all die Utensilien, die ich mitnehmen wollte, zu einem Bündel in mein Taschentuch knüpfte. Dieses Bündel versteckten wir beide unter unseren Hemden. Ich bemerkte, daß unsere Mitgefangenen, bis auf einen oder zwei, die Uhren hatten, ihre Habseligkeiten nicht den Beamten aushändigten. Sie waren entschlossen, sie irgendwie mit hineinzuschmuggeln, auf ihr Glück vertrauend. Aber so klug wie mein Kompagnon waren sie nicht, denn sie wickelten ihre Sachen nicht zu einem Bündel zusammen.

Unsere bisherigen Wächter hatten Handschellen und Kette eingesammelt und waren wieder nach Niagara Falls abgezogen, wir aber wurden unter der Obhut neuer Wächter ins Gefängnis geführt.

Während wir noch in den Amtsräumen warteten, waren noch neue Gruppen von Gefangenen hinzugekommen, so daß wir jetzt eine Kolonne von vierzig oder fünfzig bildeten.

Ihr, die ihr nie gegessen habt, müßt wissen, daß der Verkehr in solch einem riesigen Gefängnis genauso beschränkt ist, wie es der Handel im Mittelalter war. Steckt man erst einmal in einer Strafanstalt, kann man sich nicht mehr so bewegen, wie man will. Alle paar Schritte stößt man auf große Stahltüren oder Tore, die ständig verschlossen sind. Wir sollten zur Barbierstube, aber es gab Verzögerungen wegen der Türen, die für uns aufgeschlossen werden mußten. Das ging schon mit der ersten »Halle« los, die wir betraten. Eine solche Halle ist kein Korridor. Man stelle sich einen riesigen Kubus vor, der aus Ziegelsteinen gebaut ist und sechs Stockwerke hochreicht, jedes Stockwerk hat eine Reihe von etwa fünfzig Zellen - kurzum, man denke an einen riesigen Bienenkorb. Man stelle diesen Kubus auf den Boden, baue ein Haus drum herum mit einem Dach darüber und Mauern ringsherum. Solch ein Kubus und das ihn umgebende Gebäude stellt eine Halle in der Strafanstalt der Grafschaft Erie dar. Um ein vollständiges Bild vor Augen zu haben, muß man sich noch eine enge Galerie denken mit einem Eisengeländer, die vor jeder Zellenreihe verläuft; und am Ende dieses riesigen Kubus sind alle Galerien von beiden Seiten durch schmale Eisentreppen verbunden, die als Feuerleiter dienen.

Wir wurden also in der ersten Halle aufgehalten und mußten auf einen Wärter warten, der uns die Tür aufschließen sollte. Hier und da sah man Sträflinge mit kahlgeschorenen Köpfen, glattrasierten Gesichtern, angetan mit der gestreiften Gefängnisbekleidung. Einen solchen Häftling bemerkte ich über uns auf der Galerie der dritten Zellenreihe. Er stand auf der Galerie und beugte sich nach vorn, seine Arme ruhten auf dem Geländer, scheinbar selbstvergessen, ohne uns Beachtung zu schenken. Er schien ins Leere zu starren. Mein Kompagnon gab einen leisen zischenden Ton von sich. Der Häftling blickte herunter. Stumme Signale wurden ausgetauscht. Dann flog das Taschentuchbündel meines Kompagnons durch die Luft. Der Häftling fing es auf, im Nu war es in seinem Hemd verschwunden, und er starrte wieder ins Leere. Mein Kompagnon hatte mir geraten, ihm in allem zu folgen. Ich wartete auf einen günstigen Moment, bis der Wärter uns den Rücken zugekehrt hatte, und mein Bündel folgte dem anderen unter das Hemd des Häftlings.

Eine Minute später wurde die Tür aufgeschlossen, und wir gingen einer hinter dem anderen in die Barbierstube. Hier befanden sich mehrere Männer in der üblichen Sträflingstracht. Es waren die Gefängnisbarbiere. Es gab auch Badewannen, heißes Wasser, Seife

und Bürsten. Wir bekamen den Befehl, uns auszuziehen und zu baden, jeder sollte den Rücken seines Nachbarn abscrubben; ein sinnloses Unterfangen, dieses obligatorische Bad, denn im Gefängnis wimmelte es von Ungeziefer. Nach dem Bad bekam jeder von uns einen Kleiderbeutel aus Sacktuch. »Packt alle eure Sachen in die Beutel«, sagte der Wärter. »Es hat keinen Zweck, irgend etwas mit hineinzuschmuggeln. Ihr müßt euch alle nackt aufstellen zur Inspektion. Wer nur dreißig Tage oder weniger hat, kann seine Schuhe und Hosenträger behalten. Wer mehr als dreißig Tage hat, gibt alles ab.«

Diese Ankündigung wurde mit einiger Bestürzung aufgenommen. Wie sollte man etwas hineinschmuggeln können, wenn man nackt durch eine Kontrolle mußte? Lediglich mein Kompagnon und ich blieben ungerührt. Indessen wurden die Häftlingsbarbiere rege. Sie mischten sich unter die armen Neuankömmlinge und boten sich freundlicherweise an, deren kostbare kleine Habseligkeiten in Verwahrung zu nehmen und versprachen, sie ihnen später am Tage wiederzugeben. Jene Barbieri waren die reinsten Philanthropen - ihrem Gerede nach zu urteilen. Jeder entledigte sich prompt seines Hab und Guts. Streichhölzer, Tabak, Blättchen, Pfeifen, Messer, Geld: alles floß in die geräumigen Hemden der Barbieri. Sie schwollen geradezu an durch ihre Beute, und die Wärter taten so, als würden sie nichts sehen. Kurzum, nichts davon wurde jemals zurückgegeben. Die Barbieri hatten auch nie die Absicht gehabt, das, was sie genommen hatten, zurückzugeben. Sie betrachteten es als ihr berechtigtes Eigentum. Es war die Einnahmequelle in der Barbierstube. Es gab viele solcher unrechtmäßigen Einnahmemöglichkeiten in jenem Gefängnis, wie ich bald lernen sollte; und auch ich entwickelte mich zu solch einem Gauner - dank meinem neuen Kompagnon.

Es gab eine ganze Reihe von Stühlen, und die Barbieri arbeiteten schnell. So schnell wie in diesem Laden habe ich nie wieder Rasieren und Haarschneiden erlebt. Die Männer seiften sich selbst ein, und die Barbieri rasierten sie, eine Minute pro Mann. Haarschneiden dauerte eine Kleinigkeit länger. In drei Minuten war mir der Flaum meiner achtzehn Jahre vom Gesicht geschabt, und mein Kopf war so glatt wie eine Billardkugel, aus der nur kurze Borsten sprossen. Bärte und Schnurbärte, unsere Kleider und alles andere verschwanden. Ehrenwort, wir sahen wie ein Haufen Schurken aus, als sie mit uns fertig waren. Ich hatte vorher keine Ahnung gehabt, wie verkommen wir alle waren.

Dann mußten wir uns nackt in Reih und Glied aufstellen, vierzig oder fünfzig, die wir waren. Uns zu durchsuchen war leicht. Es waren nur unsere Schuhe und wir selbst. Bei zwei oder drei Waghalsigen, die

den Barbieren nicht getraut hatten, fand man die Habseligkeiten - Tabak, Pfeifen, Streichhölzer und Kleingeld - die dann auch sofort konfisziert wurden. Als das überstanden war, brachte man uns unsere neue Kleidung, grobe Gefängnishemden, dazu Jacken und Hosen mit auffallenden Streifen. Ich hatte immer in der Vorstellung gelebt, daß man diese Sträflingskleidung nur einem Mann antat, der eines Verbrechens überführt worden war. Aber in diesem Glauben lebte ich nicht länger; auch mir wurden die Insignien der Schande angelegt, und ich bekam einen ersten Eindruck von dem, was man den »Häftlingsmarsch« nannte.

In einer Reihe, dicht hintereinander, jeder die Hände auf den Schultern seines Vordermannes, marschierten wir in eine andere große Halle. Hier wurden wir in einer langen Reihe an der Wand aufgestellt und mußten den linken Arm frei machen. Ein junger Medizinstudent, der der Übung halber auf solches Vieh wie uns losgelassen wurde, ging die Reihe entlang. Er impfte uns ungefähr viermal so schnell, wie die Barbieri rasiert hatten. Mit einer letzten Ermahnung, jegliche Reibung des Armes zu vermeiden und das Blut eintrocknen zu fassen, damit sich Schorf bilden könne, wurden wir zu unseren Zellen geführt. Hier wurden mein Kompagnon und ich getrennt, aber er hatte noch Zeit mir zuzuflüstern: »Saug das Zeug aus!«

Sobald man mich eingeschlossen hatte, saugte ich die Impfstelle an meinem Arm aus. Später sah ich Männer, die das nicht getan und schreckliche Löcher in den Armen hatten, so groß, daß ich meine Faust hätte hineinstecken können. Sie waren selbst daran schuld. Warum hatten sie es nicht auch ausgesaugt.

In meiner Zelle war noch ein anderer Mann. Wir beide waren Zellenbrüder. Er war ein junger kräftiger Bursche, nicht sehr gesprächig, aber ein fähiger Kopf; wirklich, ein Prachtkerl, wie man ihn im Umkreis von Meilen sobald nicht besser findet, und das, obwohl er gerade erst zwei Jahre in irgendeinem Kittchen in Ohio hinter sich hatte.

Wir waren vielleicht eine halbe Stunde in unserer Zelle, als ein Häftling die Galerie entlanggeschlendert kam und hereinsah. Es war mein Kompagnon. Er hatte die Freiheit der Halle, wie er sagte. Man ließ ihn morgens um sechs Uhr heraus und sperrte ihn erst abends um neun wieder ein. Er hatte sich bei dem Oberaufseher lieb Kind gemacht und war prompt zum Kalfaktor, zum »Hallenaufseher«, wie es offiziell hieß, ernannt worden. Der Mann, der ihn dazu ernannt hatte, war gleichfalls ein Häftling in einer solchen Vertrauensstellung und galt als der »Erste Hallenaufseher«. Es gab dreizehn von der Sorte in jener Halle. Zehn von ihnen waren für je eine Zellengalerie verantwortlich, und über ihnen standen der Erste, Zweite und Dritte

Hallenaufseher.

Wir Neuankömmlinge durften den Rest des Tages in unseren Zellen bleiben, wie mir mein Kompagnon mitteilte, damit die Impfung wirken könne. Am folgenden Morgen sollten wir dann zur Schwerarbeit im Gefängnishof eingeteilt werden.

»Aber davon werde ich dich befreien, sobald ich kann«, versprach er mir. »Ich werde einen der Kalfaktoren rausfeuern und dich an seine Stelle setzen.«

Er langte mit der Hand unter sein Hemd und zog das Taschentuchbündel hervor, das meine kleinen Kostbarkeiten enthielt, steckte es mir durch die Gitterstäbe zu und ging dann die Galerie entlang weiter.

Ich machte das Bündel auf. Alles war drin. Nicht mal ein Streichholz fehlte. Ich teilte die Rauchutensilien mit meinem Zellenkumpan. Als ich aber ein Streichholz anzünden wollte, hinderte er mich daran. Eine dünne, schmutzige Baumwolldecke lag auf jeder unserer Pritschen - das war das ganze Bettzeug. Er riß von dem fadenscheinigen Stoff einen schmalen Streifen ab und drehte ihn fest zu einer dünnen, langen Rolle zusammen. Diese steckte er dann mit einem der kostbaren Streichhölzer an. Der zusammengerollte Tuchstreifen ging nicht in Flammen auf. Er glomm nur langsam an dem einen Ende. Er würde einige Stunden vorhalten; mein Zellenkumpan nannte ihn eine Lunte. Wenn sie fast heruntergebrannt war, mußte man lediglich eine neue Lunte machen, sie an das Ende der alten halten, ein wenig anblasen und so die Glut von dem einen auf das andere Ende übergreifen lassen. Wir wären die Richtigen gewesen, Prometheus Hinweise zu geben, wie man ein Feuer verwahrt.

Um zwölf Uhr wurde Mittagessen ausgeteilt. Unten an unserer Zellentür war eine kleine Öffnung wie das Schlupfloch bei einem Hühnerstall. Hier wurden zwei Kanten trockenes Brot hindurchgeschoben und zwei Näpfe Suppe. Eine Portion Suppe bestand aus einem guten Liter heißen Wassers, auf dem ein einsames Fettagewebe schwamm. Immerhin war das Wasser gesalzen.

Wir tranken die Suppe, aber das Brot aßen wir nicht. Nicht etwa, daß wir keinen Hunger gehabt hätten oder das Brot ungenießbar gewesen wäre. Es war sogar recht gutes Brot. Aber wir hatten unsere Gründe. Mein Zellenkumpan hatte entdeckt, daß es in unserer Zelle von Wanzen nur so wimmelte. In allen Rissen und Fugen zwischen den Ziegelsteinen, wo der Mörtel herausgefallen war, gediehen ganze Kolonien. Sie wagten sich sogar bei hellichtem Tage heraus und schwärmten zu Hunderten über Wände und Decke. Mein Zellenkumpel wußte mit diesen Viechern umzugehen. Er war wie Jung-Roland, der das Hifthorn furchtlos an die Lippen hob. Noch nie

hatte eine solche Schlacht getobt. Stunden dauerte sie, und erbarmungslos war die Metzelei. Als die letzten Überlebenden in ihre festen Burgen aus Ziegel und Mörtel geflohen waren, war unsere Arbeit erst halb getan. Wir kauten immer stückweise unser Brot, bis es eine breiartige Masse war. Wenn ein flüchtender Feind in eine Ritze zwischen den Ziegelsteinen entkam, mauerten wir ihn prompt mit unserem Brot ein. Wir mühten uns ab, bis es dunkel wurde und bis jedes Loch, jeder Winkel und jede Ritze verschmiert war. Ich schüttelte mich noch bei dem Gedanken an die Tragödien von Hungertod und Kannibalisierung, die sich hinter jenem brotverputzten Mauerwerk abgespielt haben müssen.

Erschöpft und hungrig warfen wir uns dann auf unsere Pritschen und warteten auf das Abendbrot. Wir hatten ein tüchtiges Tagewerk vollbracht. In den kommenden Wochen würden uns wenigstens diese Heerscharen von Ungeziefer nicht plagen können. Wir hatten auf unser Mittag verzichtet und unsere Haut auf Kosten unseres Magens gerettet; wir waren zufrieden. Aber ach, wir mußten die Sinnlosigkeit menschlichen Strebens erfahren! Kaum waren wir mit unserer langwierigen Arbeit fertig, als ein Wärter unsere Tür aufschloß. Eine Neuaufteilung der Häftlinge wurde vorgenommen, wir wurden zu einer anderen Zelle gebracht und zwei Galerien höher eingesperrt.

Früh am nächsten Morgen schloß man unsere Zellen auf, und mehrere hundert Gefangene traten unten in der Halle zum Häftlingsmarsch an und trabten hinaus in den Gefängnishof zur Arbeit. Direkt am Hinterhof der Erie-Strafanstalt führt der Erie-Kanal entlang. Unsere Aufgabe bestand darin, Schleppkähne zu entladen und riesige Ankerbolzen, ähnlich wie Eisenbahnschwellen, auf den Schultern ins Gefängnis zu tragen. Während ich arbeitete, schätzte ich die Situation ein und erwog verschiedene Möglichkeiten, mich davonzumachen. Aber es zeigte sich absolut kein Ausweg. Oben auf den Mauern gingen Wächter auf und ab, die mit Repetiergewehren bewaffnet waren, und außerdem hieß es, daß sich in den Wachtürmen noch Maschinengewehre befänden.

Ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen. Dreißig Tage waren nicht so lang. Diese dreißig Tage würde ich schon aushalten und auch diese Erfahrung dem Material hinzufügen, das ich nach meiner Entlassung gegen diese Geier der Justiz gebrauchen wollte. Ich würde ihnen schon zeigen, was ein amerikanischer Bürger tut, wenn seine Rechte und Privilegien so mit Füßen getreten werden wie meine. Man hatte mir mein Recht auf eine Verhandlung vor den Geschworenen verweigert; man hatte mir mein Recht verweigert, meine Schuld zu bekennen oder zu leugnen; man hatte mich nicht einmal einem ordentlichen Gerichtsverfahren unterworfen. (Denn ich konnte das, was ich in

Niagara Falls miterlebt hatte, nicht als eine Gerichtsverhandlung anerkennen.) Man hatte mir nicht erlaubt, mit einem Rechtsanwalt oder einer anderen Person Kontakt aufzunehmen, und folglich hatte man mir mein Recht verweigert, einen schriftlichen Haftbefehl und eine ordnungsgemäße Vorladung zu verlangen. Man hatte mich rasiert und kahl geschoren, hatte mir die gestreifte Tracht eines Sträflings angezogen; man zwang mich zu Schwerarbeit bei einer Kost von Wasser und Brot und zu dem schändlichen Sträflingsmarsch unter der Aufsicht bewaffneter Wächter - und wofür das alles? Was hatte ich getan? Was für ein Verbrechen hatte ich gegen die guten Bürger von Niagara Falls begangen, daß man eine solche Rache an mir üben konnte? Ich hatte nicht einmal ihre Verordnung gegen das »Schlafen im Freien« verletzt. Ich hatte in jener Nacht außerhalb ihrer Gerichtsbarkeit geschlafen, draußen auf den Feldern. Ich hatte nicht einmal um eine Mahlzeit gebettelt oder gar auf ihren Straßen »milde Gaben« erfochten. Alles, was ich getan hatte, war, daß ich ihren Bürgersteig benutzt und ihren läppischen Wasserfall bestaunt hatte. Und worin bestand da das Verbrechen? Genaugenommen hatte ich mir absolut nichts zuschulden kommen lassen. Aber gut, ich würde es ihnen schon zeigen, wenn ich wieder draußen war.

Am nächsten Tag sprach ich mit einem Wärter. Ich wollte um einen Rechtsanwalt bitten. Der Wärter lachte mich aus. Auch die anderen Aufseher lachten. Ich war praktisch ohne jede Verbindung mit der Außenwelt. Ich versuchte einen Brief zu schreiben, mußte aber erfahren, daß alle Briefe von den Gefängnisbehörden gelesen, zensiert oder konfisziert wurden, und den »Kurzfristigen« war sowieso nicht gestattet zu schreiben. Etwas später versuchte ich Briefe mit Leuten hinauszuschmuggeln, die entlassen wurden, aber auch hier erfuhr ich, daß sie durchsucht und die Briefe gefunden und vernichtet wurden. Aber was tat das schon. Es machte die ganze Sache für jene nur noch schwärzer, wenn ich erst mal raus sein würde.

Aber während die Tage im Gefängnis so dahingingen (ich werde darüber im nächsten Kapitel berichten), lernte ich einiges hinzu. Mir kamen Geschichten zu Ohren von der Polizei, von Gerichten und Rechtsanwälten, die unglaublich und haarsträubend waren. Mitgefangene erzählten mir von persönlichen Erfahrungen mit der Polizei aus Großstädten, die einfach grauenvoll waren. Und noch grauenvoller waren die Geschichten, die sie nur vom Hörensagen kannten, von Menschen, die die Polizei umgebracht hatte und die nicht mehr selbst aussagen konnten. Jahre später habe ich in dem Bericht des Lexow-Ausschusses wahre Begebenheiten gelesen, die noch schrecklicher waren als die, die man mir erzählt hatte. Aber in den ersten Tagen meiner Inhaftierung lachte ich noch ungläubig über das,

was ich hörte.

Mit der Zeit jedoch merkte ich, was los war. In jenem Gefängnis sah ich mit eigenen Augen Unglaubliches und Haarsträubendes. Und je mehr ich an Einsicht gewann, desto größer wurde in mir der Respekt vor den Bluthunden des Gesetzes und vor dem gesamten Apparat der Strafjustiz.

Meine Entrüstung ebhte ab, und mein ganzes Sein über schwemmten die Wogen der Furcht. Ich erkannte schließlich mit offenen Augen, wogegen ich zu Felde ziehen wollte. Ich wurde klein und bescheiden. Mit jedem Tag festigte sich mein Entschluß, keinen Lärm zu schlagen, wenn ich herauskam. Nach meiner Entlassung lag mir nur noch daran, mich schlicht und einfach aus dem Staube zu machen. Und genau das tat ich, als ich entlassen wurde. Ich biß mir auf die Zunge, erregte kein Aufsehen, zog heimlich, still und leise nach Pennsylvania - um einiges klüger und bescheidener als zuvor.

Hinter Gittern

Zwei Tage lang schuftete ich im Gefängnishof. Das war Schwerarbeit, und trotz des Umstandes, daß ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit bummelte, war ich ganz schön fertig. Das lag am Essen. Bei solcher Verpflegung kann man nicht schwer arbeiten. Brot und Wasser war alles, was wir erhielten.

Einmal in der Woche sollten wir Fleisch bekommen; aber das bißchen Fleisch reichte meist nicht für alle, und da alle Nährstoffe vorher schon in Suppen ausgekocht waren, blieb es gleich, ob man es einmal die Woche zwischen die Zähne bekam oder nicht.

Diese Brot-und-Wasser-Diät hatte noch eine entscheidende Schwäche. Wir bekamen reichlich Wasser, aber nicht genug Brot. Eine Brotration war etwa so groß wie zwei Fäuste, und davon gab es drei Rationen pro Tag und Häftling. Das Wasser hatte immerhin einen Vorteil - es war heiß. Morgens hieß es »Kaffee«, mittags erhielt es die Bezeichnung »Suppe«, und abends wurde es »Tee« genannt. Aber zu allen Mahlzeiten war es immer dasselbe Wasser. Die Häftlinge sagten »Zauberwasser« dazu. Am Morgen war es schwarz; das kam daher, weil verbrannte Brotkrusten darin aufgekocht wurden. Zu Mittag wurde es ohne Farbstoffe serviert, dafür aber mit Salz und einem Fettsäure. Abends hatte es eine violett-kastanienbraune Färbung, die absolut unerklärlich war; es war verdammt mieser Tee, aber prima heißes Wasser.

Wir waren eine hungrige Gesellschaft im Erie-Gefängnis. Nur die »Dauergäste« wußten, was reichliches Essen war. Sie wären nämlich glatt eingegangen, wenn sie von dem hätten existieren sollen, was die »Laufkundschaft« bekam. Ich wußte, daß die »Langfristigen« besseres Essen erhielten, weil eine ganze Reihe von ihnen in Zellen im Erdgeschoß unseres Baus untergebracht war, und als ich Kalfaktor wurde, stahl ich von ihrem Essen, wenn ich es ihnen austeilen mußte. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein und schon gar nicht, wenn er nicht genug davon hat.

Mein Kompagnon hielt Wort. Nach zwei Tagen Arbeit auf dem Hof wurde ich aus der Zelle geholt und zum Kalfaktor gemacht. Morgens und abends teilten wir das Brot an die Häftlinge in den Zellen aus; aber um zwölf Uhr ging es anders vor sich. Die Gefangenen marschierten in langer Reihe von der Arbeit herein. Wenn sie in den Hallenbau kamen, brauchten sie nicht mehr im Häftlingsschritt zu gehen und durften die Hände von den Schultern des Vordermannes

nehmen. Gleich neben der Tür waren die flachen Mulden mit Brot aufgestellt. Daneben standen der Oberkalfaktor und zwei Unterkalfaktoren. Ich war einer der beiden. Wir hatten die Aufgabe, die Mulden zu halten, während die Gefangenen vorbeizogen. Sobald die Mulde, die beispielsweise ich hielt, leer war, nahm der andere Kalfaktor meinen Platz mit einer vollen Mulde ein. Und wenn seine leer war, stellte ich mich wieder mit einer vollen hin. So schlurfte einer nach dem anderen an uns vorbei, und jeder nahm mit der Rechten einen Kanten Brot aus der Mulde.

Der Oberkalfaktor hatte eine besondere Aufgabe. Er hielt einen Knüppel, stand neben der Mulde und paßte auf. Die vom Hunger Gepeinigten konnten sich nie der Illusion erwehren, daß es ihnen gelingen würde, zwei Brotrationen aus der Mulde zu nehmen. Aber solange ich da war, gelang das keinem. Der Knüppel des Oberkalfaktors schlug blitzschnell wie die Pranke eines Tigers auf die Hand, die sich mausig machte. Der Oberkalfaktor hatte ein sicheres Auge und schätzte die Entfernung genau. Er hatte mit dem Knüppel schon so vielen auf die Hand geschlagen, daß er schlechthin unfehlbar war. Er traf immer, und meistens bestrafte er den Übeltäter noch damit, daß er ihm sogar die ihm zustehende Ration abnahm und ihn in die Zelle schickte, wo er seinen Hunger dann nur mit heißem Wasser stillen konnte.

Wenn alle Gefangenen mit knurrendem Magen in ihren Zellen waren, habe ich mitunter gesehen, wie an die hundert Extrarationen Brot in den Zellen der Kalfaktoren verschwanden. Man könnte meinen, es sei unsinnig, so viel Brot zurückzuhalten. Aber es war eine unserer Einnahmequellen. Wir hatten Schlüsselpositionen der Wirtschaft in unserem Bau inne und wandten ähnliche Schliche und Kniffe an wie die großen Wirtschaftsbosse im Lande. Wir beherrschten die Lebensmittelversorgung der Insassen, und genau wie unsere Bruderbanditen draußen schröpften wir das Volk bis zum Weißbluten. Wir verhökerten das Brot. Einmal in der Woche erhielten diejenigen, die auf dem Hof arbeiteten, ein Fünfcentsstück Kautabak. Dieser Kautabak diente als Zahlungsmittel in unserem Reich. Zwei oder drei Brotkanten für einen Priem war der Umrechnungskurs, und es wurde damit gehandelt, nicht weil die Männer keinen Tabak mochten, sondern weil sie noch mehr Brot mochten. Ich weiß, es war so, als ob man einem Kind die Zuckerstange fortnimmt, aber was sollte man machen. Wir mußten auch leben. Und warum sollten Initiative und Unternehmungsgeist nicht belohnt werden? Außerdem richteten wir uns nach dem Vorbild der bessergestellten Leute außerhalb der Gefängnismauern, die in großem Stil und unter der ehrbaren Tarnung als Kaufleute, Bankiers und Industriebarone genau

das taten, was wir machten. Es ist kaum vorstellbar, was die armen Schlucker hätten durchmachen müssen, wären wir nicht gewesen. Ja, bei Gott, wir brachten Brot im Erie-Gefängnis in Umlauf, und wir förderten Genügsamkeit und Sparsinn - bei den armen Teufeln, die auf ihren Priem verzichteten. Und schließlich war auch unser eigenes Beispiel nicht zu verachten. In die Brust jedes Häftlings pflanzten wir das Streben, es uns gleichzutun und Geschäfte zu machen. Retter der Gesellschaft waren wir - jawohl!

Da war also ein Hungriger, der auch keinen Tabak hatte. Er war vielleicht ein Verschwender und hatte schon seinen Vorrat aufgebraucht. Auch gut; er besaß noch ein Paar Hosenträger. Ich tauschte sie gegen ein halbes Dutzend Brotrationen ein - oder auch gegen ein Dutzend, wenn die Hosenträger noch neu waren. Ich selbst trug nie Hosenträger, aber das will nichts besagen. Gleich nebenan war ein Langfristiger untergebracht, der seine zehn Jahre wegen Totschlags absaß. Ich konnte von ihm Fleisch dafür eintauschen, denn auf Fleisch war ich aus. Vielleicht hatte er auch ein zerfleddertes Romanheft. Das war geradezu ein Schatz. Ich konnte es selber lesen und es dann bei den Bäckern gegen Kuchen, bei den Köchen gegen Fleisch und Gemüse oder bei den Heizern gegen einen anständigen Kaffee absetzen - oder bei einem anderen gegen die Zeitung eintauschen, die gelegentlich, der Himmel weiß, wie, hereinkam. Die Köche, Bäcker, Heizer waren Häftlinge wie ich; sie hatten ihre Zellen in unserem Bau im ersten Gang über uns.

Mit einem Wort, im Erie-Gefängnis bestand ein vollentwickelter Tauschhandel. Selbst Geld war im Umlauf. Das Geld wurde manchmal von »Laufkunden« hereingeschmuggelt, häufiger kam es von denen aus der Barbierstube, wo die Neuankömmlinge gefilzt wurden; meistens kam es aber aus den Zellen der Langfristigen, - wenn ich auch nicht weiß, woher die es hatten.

Kein Wunder, daß dem Oberkalfaktor bei seiner Vorzugsstellung nachgesagt wurde, er sei ganz schön reich. Zusätzlich zu seinen verschiedenen Einnahmequellen schröpfte er auch uns noch. Wir hielten uns an den armen Schluckern schadlos, und der Oberkalfaktor schöpfte bei allen den Rahm ab. Wir konnten unsere Geschäfte nur mit seinem Einverständnis machen, und dafür hatten wir zu zahlen. Er sollte reich sein, hieß es, aber wir bekamen sein Geld nie zu sehen. Wie ein Fürst bewohnte er in herer Einsamkeit eine Zelle für sich.

Daß man im Gefängnis auch Geld verdienen konnte, dafür hatte ich Beweise, denn ich lebte eine ganze Weile mit dem Dritten Kalfaktor in einer Zelle zusammen. Er hatte über sechzehn Dollar. Jeden Abend nach neun Uhr, wenn wir für die Nacht eingeschlossen waren, pflegte er sie zu zählen. Er unterließ auch an keinem Abend, mir

klarzumachen, was er mir antun würde, wenn ich sein Geheimnis an die anderen Kalfaktoren verriet. Er hatte nämlich Angst, ausgeraubt zu werden; und Gefahr drohte ihm aus drei Richtungen. Da waren zunächst die Gefangenenaufseher. Ein paar von ihnen konnten sich auf ihn stürzen, ihn wegen angeblicher Auflehnung verprügeln und ihn in die Dunkelzelle sperren; und in dem Durcheinander würden seine sechzehn Dollar Flügel kriegen. Ferner hätte der Oberkalfaktor ihm alles wegnehmen können, indem er ihm drohte, ihn zu entlassen und zur Zuchthausarbeit auf den Hof zurückzujagen. Und schließlich waren noch wir zehn Unterkalfaktoren da. Wenn wir von seinem Schatz erfuhren, war es durchaus nicht ausgeschlossen, daß sich unsere ganze Clique eines schönen Tages in einer Ecke über ihn hermachte. Wir waren wie Wölfe - das könnt ihr glauben -, genau wie die Burschen, die in der Wall Street ihre Geschäfte betreiben. Er hatte guten Grund, vor uns Angst zu haben, und ich hatte Grund, mich vor ihm zu fürchten. Er war ein riesenhafter, ungebildeter Klotz; früher war er Austernräuber in der Chesapeake-Bai, ein »Ehemaliger«, der fünf Jahre Sing-Sing hinter sich hatte. Er war ein völlig stupides, fleischfressendes Untier. Er fing Sperlinge, die durch die Gitter in unseren Bau flogen. Wenn er einen gefangen hatte, ging er damit in die Zelle, und dort habe ich gesehen, wie er die Knochen zermalmte und die Federn ausspuckte, als er ihn roh in sich hineinschlang. Nein, ich habe keinem anderen Kalfaktor etwas verraten. Es ist das erste Mal, daß ich seine sechzehn Dollar erwähne.

Trotzdem konnte ich ihm etwas abknöpfen. Er hatte sich in eine Gefangene verliebt, die auf der Frauenseite untergebracht war. Er konnte weder lesen noch schreiben, und ich mußte ihm ihre Briefe vorlesen und seine Antworten abfassen. Und dafür ließ ich ihn zahlen; aber es waren auch sehr schöne Briefe. Ich legte meine ganze Seele hinein und meine besten Wendungen und konnte sie ihm sogar gewinnen; wenn ich auch annehmen möchte, daß sie nicht in ihn verliebt war, sondern in den bescheidenen Schreiber. Ich betone nochmals, die Briefe waren großartig.

Nebeneinkünfte ließen sich auch mit dem »Luntenreichen« erzielen. Wir waren die himmlischen Boten, die Feuerbringer in dieser Welt eiserner Riegel und Gitter. Wenn die Leute abends von der Arbeit kamen und eingeschlossen wurden, wollten sie rauchen. Dann war es an uns, den göttlichen Funken zu entfachen und treppauf, treppab von Zelle zu Zelle mit unseren glimmenden Lunten zu gehen. Wer klug war oder mit uns in Geschäftsbeziehungen stand, hatte seinen Glimmstengel zur Hand, um ihn anzuzünden. Nicht jeder wurde allerdings des göttlichen Funkens teilhaftig.

Wenn einer sich weigerte, etwas herauszurücken, ging er ohne Feuer

und ohne zu rauchen ins Bett. Doch was kümmerte das uns? Wir hatten ihn sowieso im Schwitzkasten, und wenn er eine Lippe riskieren wollte, würden ihn sich zwei oder drei von uns vornehmen und verprügeln.

Wir als Kalfaktoren hatten unsere Arbeitsprinzipien, und die sahen so aus: Wir waren dreizehn. In unserem Bau hatten wir an die fünfhundert Häftlinge. Wir waren dazu da, Ordnung zu halten. Das war eigentlich die Aufgabe der Aufseher, die sie aber uns übertragen hatten. Für Ordnung mußten also wir sorgen; wenn wir es nicht taten, wurden wir wieder zurück zur Schwerarbeit geschickt und höchstwahrscheinlich noch eingebuchtet. Aber solange wir für Ordnung sorgten, solange konnten wir unsere kleinen Geschäfte betreiben.

Geduldet euch noch einen Moment und stellt euch mal unsere Lage vor. Dreizehn Bestien hatten über fünfhundert andere Bestien zu bestimmen. Es war die reinste Hölle, dieses Gefängnis, und wir dreizehn mußten uns dort durchsetzen. Angesichts der Natur der Bestien war es unmöglich, mit Güte und Freundlichkeit durchzukommen. Wir herrschten durch Furcht. Natürlich hatten wir die Wärter immer hinter uns. In Ernstfällen riefen wir sie zu Hilfe, aber es wäre ihnen lästig gewesen, zu oft herbeigerufen zu werden, und dann konnten wir uns darauf verlassen, daß sie zuverlässigere Kalfaktoren an unsere Stelle setzten. Aber wir beanspruchten ihre Hilfe nicht zu oft, außer für eine ruhige Sache, wenn wir eine Zellentür geöffnet haben wollten, um an einen widerspenstigen Häftling Hand anzulegen. In solchen Fällen schloß der Wärter lediglich die Tür auf und ging fort, um nicht Zeuge dessen zu sein, was sich zutrug, wenn ein halbes Dutzend Hallenaufseher hineingingen und sich eine kleine Mißhandlung leisteten. Über die Einzelheiten solcher Mißhandlungen will ich nichts sagen. Schließlich gehörten Mißhandlungen nur zu den unbedeutenderen, nicht druckbaren Greueln im Erie-Gefängnis. Ich rede hier von »nicht druckbar«, müßte aber eigentlich »unvorstellbar« sagen. Sie waren mir unvorstellbar, bis ich sie mit eigenen Augen sah, und ich war gewiß kein unerfahrenes Nesthäkchen und kannte den gräßlichen Abgrund menschlicher Erniedrigung. Man müßte schon ein Lot mit sehr langer Leine nehmen, um auf den Grund des Erie-Gefängnisses zu kommen, und ich will hier nur oberflächlich und leicht plaudernd auf Dinge eingehen, die ich dort erlebte.

Zu bestimmten Zeiten, zum Beispiel am Morgen, wenn die Häftlinge zum Waschen herunterkamen, waren wir dreizehn praktisch allein unter ihnen, und keiner von ihnen war uns wohlgesinnt. Dreizehn gegen fünfhundert, doch wir regierten durch Furcht. Wir duldeten nicht die geringste Übertretung der Vorschriften und nicht die leiseste

Aufsässigkeit. Sonst wären wir verloren gewesen. Unser Grundsatz bestand darin, einen Mann zu schlagen, sobald er nur den Mund auftat, und zwar rücksichtslos zu schlagen, mit allem, was uns gerade zur Hand war. Ein Besenstiel, einfach in das Gesicht gestoßen, wirkte recht ernüchternd. Aber das war noch nicht alles. An solch einem Mann mußte man ein Exempel statuieren. Der nächste Schritt war also der, richtig heranzugehen und ihn nach Strich und Faden zu verprügeln. Natürlich wußte man, daß jeder Kalfaktor in Sichtweite sofort angelaufen kommen würde, um sich an der Züchtigung zu beteiligen; denn auch das war ein Grundsatz. Wenn irgendein Kalfaktor mit einem Häftling zusammengieret, war es die Pflicht jedes anderen Kalfaktors, der zufällig in der Nähe war, ihn tatkräftig zu unterstützen. Ganz egal, wie die Dinge lagen - man mußte auf den Burschen losgehen und zuschlagen, und zwar mit dem ersten besten Gegenstand; kurzum, den Mann k.o. schlagen.

Ich entsinne mich eines hübschen jungen Mulatten von ungefähr zwanzig Jahren, der sich verrückterweise in den Kopf gesetzt hatte, auf sein Recht zu pochen. Und er war auch im Recht; aber das nützte ihm nichts. Er war auf der obersten Galerie untergebracht. Acht Hallenaufseher trieben ihm in ungefähr anderthalb Minuten diesen Einfall aus; denn soviel und nicht länger brauchte er, um von seiner Galerie bis zur Treppe und die Eisenstufen fünf Stock abwärts befördert zu werden. Die ganze Strecke legte er auf jedem nur möglichen Teil seines Körpers zurück, bloß nicht auf den Füßen, und die acht Kalfaktoren waren nicht faul. Der Mulatte schlug auf die Fliesen auf, wo ich stand und zusah. Er kam auf die Füße und stand einen Augenblick lang aufrecht da. Dann warf er seine Arme weit auseinander und stieß einen gräßlichen Schrei des Entsetzens, der Qual und des Herzeleids aus. Gleichzeitig, wie in einer Verwandlungsszene, fielen die Fetzen seiner groben Sträflingskleidung von ihm ab, so daß er völlig nackt und blutüberströmt dastand. Dann brach er bewußtlos zusammen. Er hatte seine Lektion weg, und mit ihm jeder Sträfling, der ihn hatte schreien hören. Auch ich hatte mein Teil gelernt. Es ist nicht gerade erbaulich, ansehen zu müssen, wie ein Mensch in anderthalb Minuten fix und fertig gemacht wird.

Das Folgende mag zeigen, wie geschäftstüchtig wir das »Luntereichen« betrieben. Eine Reihe Neuankömmlinge wird in den Zellen untergebracht. Man geht mit der Lunte die Gitter entlang. »He, Kumpel, hast du Feuer?« wird einem zugerufen. Das läßt die Schlußfolgerung zu, daß derjenige Tabak bei sich haben muß. Man reicht die Lunte hinein und geht weiter. Ein wenig später kommt man wieder zurück und lehnt sich wie zufällig an die Gitter. »Sag mal, Kumpel, hast du ein bißchen Tabak für mich übrig?« sagt man so

dahin. Falls er nicht auf das Spiel eingeht, wird er einem hoch und heilig versichern, daß er keinen Tabak mehr hat. Auch gut. Man bemitleidet ihn und geht seiner Wege. Aber man weiß, daß die reingereichte Lunte nur noch für den Rest des Tages vorhalten wird. Kommt man am nächsten Tag vorbei, wird er wieder sagen: »He, Kumpel, gib mir doch mal Feuer!« Und man antwortet: »Ich denke, du hast keinen Tabak mehr, dann brauchst du doch kein Feuer.« Folglich gibt man ihm auch keins. Eine halbe Stunde später, vielleicht auch eine, zwei oder drei Stunden später, kommt man wieder vorbei, und der Mann ruft einem vorsichtig zu: »Wart mal, Kumpel!« Man wartet, steckt die Hand durch das Gitter und bekommt sie mit köstlichem Tabak gefüllt. Daraufhin kriegt auch er sein Feuer.

Mitunter trifft auch ein Neuer ein, aus dem sich nichts herausholen läßt. Eine geheimnisvolle Anweisung kursiert, daß er anständig zu behandeln sei. Woher die Anweisung stammt, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Fest steht jedenfalls, daß der Mann »Beziehungen« hat. Entweder zum Oberkalfaktor, vielleicht auch zu einem der Wärter in einem anderen Teil des Gefängnisses; vielleicht hat er sich die anständige Behandlung auch von einem geschäftstüchtigen Burschen erkauft, der noch weiter oben sitzt; wie dem auch sei, wir wissen jedenfalls, daß wir ihn anständig zu behandeln haben, wenn wir uns nicht Ärger machen wollen.

Wir Hallenaufseher waren Mittelsmänner und auch einfache Botengänger. Wir arrangierten Geschäfte zwischen Häftlingen, die in verschiedenen Teilen des Gefängnisses saßen, und wir brachten den Austausch zustande. Für jeden der Wege strichen wir natürlich unsere Vermittlungsgebühr ein. Manchmal gingen die Gegenstände, mit denen gehandelt wurde, durch die Hände eines halben Dutzends Mittelsmänner, von denen jeder seinen Anteil einstrich oder sonst irgendwie für seine Dienste entschädigt wurde.

Zuweilen stand man bei anderen für geleistete Dienste in der Kreide, und dann wieder schuldeten einem andere etwas. So war ich zum Beispiel bei meinem Einzug ins Gefängnis dem Häftling etwas schuldig, der meine Sachen hereingeschmuggelt hatte. Etwa eine Woche danach spielte mir einer der Heizer einen Brief in die Hände. Er hatte ihn von einem Barbier. Der Barbier hatte ihn von dem Häftling erhalten, der mir behilflich gewesen war. Da ich in seiner Schuld stand, sollte ich den Brief weiterbefördern. Aber er hatte den Brief nicht geschrieben. Der eigentliche Absender war ein »Dauergast« in seinem Bau. Der Brief war für eine Gefangene auf der Frauenseite. Aber ob er für sie bestimmt war oder ob sie ihrerseits nur ein Glied in der Kette der Mittelsmänner war, wußte ich nicht. Mir war nur beschrieben worden, wie sie aussah, und ihr mußte ich den Brief in

die Hände spielen.

Zwei Tage vergingen, und ich hatte den Brief immer noch in Verwahrung; dann ergab sich eine Gelegenheit. Die Frauen besserten die Sachen aus, die die Häftlinge trugen. Einige unserer Kalfaktoren mußten auf die Frauenseite gehen und große Bündel mit Kleidungsstücken abholen. Ich konnte es mit dem Oberkalfaktor regeln, daß ich mit von der Partie war. Tür um Tür wurde für uns aufgeschlossen, als wir durchs Gefängnis zur Frauenseite hinüberwanderten. Wir kamen in einen großen Raum, in dem die Frauen beim Ausbessern der Sachen waren. Ich suchte mit den Augen die Frau, die man mir beschrieben hatte. Ich entdeckte sie und gab mir Mühe, in ihre Nähe zu kommen. Zwei Aufseherinnen überwachten uns mit Argusaugen. Ich hielt den Brief in der geschlossenen Hand und sah die Frau vielsagend an. Sie merkte, daß ich etwas für sie hatte; sie mußte es erwartet haben und, sobald wir hereinkamen, versucht haben zu erraten, wer von uns der Bote war. Doch eine der Aufseherinnen stand nur zwei Fuß von ihr entfernt. Die Kalfaktoren nahmen schon die Bündel auf, die sie abholen sollten. Gleich war der günstige Moment vorüber, Ich machte mich noch an meinem Bündel zu schaffen und tat so, als ob es nicht fest genug geschnürt sei. Wollte die Wärterin denn überhaupt nicht wegsehen? Sollte ich Pech haben? Doch genau in dem Augenblick fing eine andere Frau an, mit einem der Kalfaktoren zu schäkern - sie stellte ihm ein Bein, daß er stolperte, oder kniff ihn oder tat irgendwas dergleichen. Die Wärterin blickte dorthin und wies die Frau mit scharfer Stimme zurecht. Ob das nun geplant war, um die Aufseherin abzulenken, oder nicht, kann ich nicht sagen, jedenfalls war es für mich die Gelegenheit. Die betreffende Frau ließ die Hand vom Schoß gleiten. Ich bückte mich, um das Bündel aufzunehmen, und während ich mich bückte, schob ich ihr den Brief in die Hand und erhielt einen von ihr. Im nächsten Moment hatte ich das Bündel auf dem Rücken, die Wärterin blickte mich wieder an, weil ich der letzte meiner Truppe war; ich beeilte mich, meine Kollegen einzuholen. Den Brief, den ich erhalten hatte, gab ich dem Heizer, und von dem ging er durch die Hände des Barbiers und des Häftlings, der meine Sachen durchgeschmuggelt hatte, an den Langfristigen weiter.

Wir beförderten oft solche Kassiber, die durch eine so verwirrende Kette von Händen wanderten, daß man weder Absender noch Empfänger kannte. Wir waren nur Glieder in der Kette. Irgendwo, irgendwie steckte einem ein Gefangener einen Zettel zu und bedeutete einem, ihn an den nächsten in der Kette weiterzugeben. All das waren also Gefälligkeiten, die einem später vergolten wurden, wenn man mit dem Absender des Kassibers direkt in Verbindung trat und seinen

Lohn erhielt. Das ganze Gefängnis war von einem Netz solcher Verbindungswege durchzogen. Und wir, die wir das Verbindungsnetz beherrschten, ließen natürlich unsere Kunden schwer zahlen, denn schließlich waren wir ja nach dem Vorbild der kapitalistischen Gesellschaft organisiert. Aus diesen Dienstleistungen wurde so viel Profit herausgeschlagen wie möglich, allerdings leisteten wir manchmal auch pure Liebesdienste.

Solange ich im Gefängnis war, machte ich mich meinem Kompagnon unentbehrlich. Er hatte viel für mich getan und erwartete dafür, daß ich genausoviel für ihn tat. Wenn wir entlassen wurden, wollten wir zusammenbleiben und gemeinsam »Dinger« drehen. Mein Kompagnon war ein Verbrechertyp - nicht einer großen Stils, eher ein kleiner Gelegenheitsverbrecher, der stahl und raubte, der Einbrüche beging und im Notfall nicht davor zurückschreckte, einen Mord zu begehen. Wir saßen oft zusammen und unterhielten uns. Er hatte zwei oder drei Dinger vor, sobald wir herauskamen. Wir schmiedeten Pläne, wie ich dabei einsteigen sollte, und ich machte beim Besprechen aller Einzelheiten eifrig mit. Mit Verbrechern hatte ich oft Umgang gehabt, so daß mein Kompagnon gar nicht ahnte, daß ich ihm etwas vorflunkerte und ihn zum besten hielt. Er dachte, ich sei ein brauchbarer Bursche, hatte etwas für mich übrig, weil ich nicht auf den Kopf gefallen war, und konnte mich auch sonst gut leiden. Ich hatte natürlich nicht die geringste Absicht, mich an seinen unwürdigen Diebstählen und Einbrüchen zu beteiligen; aber ich wäre doch blöd gewesen, auf all die Vergünstigungen zu verzichten, die mir seine Freundschaft bot. Wenn man im Feuerschlund der Hölle steht, hat man keine große Wahl - und so erging es mir im Erie-Gefängnis. Mir blieb nichts weiter übrig, als mich mit den Mächtigen gutzustellen oder bei Wasser und Brot auf dem Gefängnishof zu schuften; und um mich mit ihnen gutzustellen, mußte ich mich bei meinem Kompagnon lieb Kind machen.

Das Leben hinter Gittern war durchaus nicht eintönig. Jeden Tag passierte etwas: Gefangene kriegten Anfälle, wurden verrückt oder schlugen sich, oder die Kalfaktoren betranken sich. Stromer-Jack, einer der Unterkalfaktoren, schoß in dieser Beziehung den Vogel ab. Er war ein richtiger »Profi«, ein waschechter Stromer und konnte sich daher den vorgesetzten Hallenaufsehern gegenüber allerlei herausnehmen. Pittsburg-Joe, der Zweite Hallenaufseher, machte immer mit, wenn Stromer-Jack sich einen auf die Lampe goß. Es war ihre ständige Redensart, daß das Erie-Gefängnis der einzige Ort war, wo man einen zwitschern konnte und nicht dafür eingelocht wurde. Soviel ich hörte, berauschten sie sich mit Bromkalium, das sie sich unter der Hand aus der Anstaltsapotheke beschafften. Ganz gleich,

woraus der Fusel bestand, ich erlebte jedenfalls ein paarmal, daß sie ganz schön betrunken waren.

Unser Bau war ein allgemeiner Abtritt, gefüllt mit dem Abfall und Dreck, dem Abschaum und Bodensatz der Gesellschaft: mit erblich Belasteten, mit unfähigen Individuen, Degenerierten, Wracks, Idioten, Schwachsinnigen, Epileptikern, Scheusalen, Schwächlingen; kurzum: ein wahrhafter Alptraum der Menschheit. Kein Wunder, daß Anfälle bei uns im Schwange waren. Diese Anfälle schienen ansteckend zu sein. Wenn ein Häftling einen Anfall bekam, machten es ihm andere nach. Einmal sah ich sieben Gefangene, die sich zur gleichen Zeit auf dem Boden wälzten und gräßliche Schreie ausstießen, während nochmal so viele Verrückte oben und unten im Bau tobten und vor sich hin blabberten. Für diese Häftlinge wurde nichts weiter getan, sie wurden lediglich mit kaltem Wasser begossen. Es hatte gar keinen Zweck, den Medizinstudenten oder den Arzt holen zu wollen. Mit solchen nebensächlichen und häufigen Vorkommnissen gaben die sich nicht ab.

Wir hatten da einen jungen Holländer, ungefähr achtzehn war er, der bekam die Anfälle am häufigsten. Meistens hatte er einen pro Tag. Aus dem Grunde war er im Erdgeschoß untergebracht in der Zellenreihe, in der wir selber waren. Nachdem er auf dem Gefängnishof mehrere Anfälle gehabt hatte, wollten die Aufseher nichts mehr mit ihm zu tun haben. Von da an blieb er den ganzen Tag in der Zelle eingeschlossen und mit ihm sein Zellengenosse aus dem Londoner Osten, der ihm beistehen sollte. Von sonderlichem Nutzen war der Londoner dabei allerdings nicht. Jedesmal, wenn der Holländer seinen Anfall bekam, war er vor Entsetzen völlig gelähmt.

Der junge Holländer sprach nicht ein Wort Englisch. Er war Landarbeiter und hatte neunzig Tage wegen einer Prügelei bekommen. Seine Anfälle kündigten sich mit Heulen und Jaulen an. Er heulte wie ein Wolf. Er blieb immer stocksteif stehen, wenn es zum Anfall kam, wodurch er sich immer aufs neue Schaden zufügte; denn seine Anfälle erreichten stets den Höhepunkt, indem er der Länge nach auf den Boden schlug. Jedesmal, wenn ich sein langgezogenes Wolfsgeheul hörte, griff ich mir einen Besen und lief zu seiner Zelle. Die Kalfakter erhielten aber nie die Schlüssel zu den Zellen, deshalb konnte ich nicht zu ihm hinein. Er stand dann in der Mitte der engen Zelle, hatte Zuckungen, verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war, und heulte jämmerlich. Ich konnte unternehmen, was ich wollte, der Londoner war nie zu bewegen, ihm beizustehen. Während er dastand und jaulte, hockte der Londoner zitternd auf der oberen Pritsche und starrte mit entsetztem Blick auf die schreckliche Gestalt mit den verdrehten Augen, die unablässig heulte. Klar, daß das dem

armen Teufel aus London an die Nieren ging. Sein eigener Verstand schien auch nicht gerade ganz intakt zu sein, so war es direkt ein Wunder, daß er nicht verrückt wurde.

Lediglich mit dem Besen konnte ich helfen. Ich schob ihn durch die Stäbe, richtete ihn auf die Brust des Holländers und wartete. Wenn der Höhepunkt kam, begann er vor- und zurückzuschwanken. Ich folgte dem Schwanken mit dem Besen, denn man konnte nie vorhersehen, wann der Mann nach vorne fallen würde. Aber wenn er hinschlug, war ich mit dem Besen da, fing ihn ab und ließ ihn möglichst sachte zu Boden. Doch so sehr ich mich auch bemühte, ganz sachte kam er nie zu Fall, und meistens schlug er sich auf dem Steinfußboden das Gesicht auf. Sobald er erst einmal unten lag und sich in Krämpfen wand, goß ich einen Kübel Wasser über ihn. Ich weiß nicht, ob kaltes Wasser wirklich das richtige Mittel war, jedenfalls war es im Erie-Gefängnis die einzige Methode, die angewandt wurde. Sonst wurde nichts weiter für ihn getan. Er lag dann eine Stunde oder länger mit nassen Sachen da und kroch schließlich auf seine Pritsche. Ich wußte, daß es sinnlos war, einen Wärter zu Hilfe zu holen. Dem war es völlig gleichgültig, ob ein Häftling einen Anfall hatte oder nicht.

In der Zelle nebenan saß ein sonderbarer Kunde, - einer, der zwei Monate abbrummt, weil er sich etwas aus der Abfalltonne des Zirkus »Barnum« geholt hatte, wenigstens stellte er es so hin. Er war ein schwachsinniges Geschöpf, zuerst war er ganz ruhig und umgänglich. Mit seinem Fall verhielt es sich wirklich so, wie er ihn schilderte. Er war zum Zirkusgelände hingeschlendert, und da ihn der Hunger plagte, hatte er sich an die Tonne herangemacht, in die die Zirkusleute ihre Essenreste schütteten. »Prima Brot war da drin«, versicherte er mir jedesmal, »na und Fleisch, jede Menge.« Ein Polizist hatte ihn beobachtet und festgenommen, und deshalb saß er hier.

Als ich einmal an seiner Zelle vorbeiging, hatte ich gerade ein Ende dünnen, festen Drahts in der Hand. Er bettelte so eindringlich darum, daß ich es ihm durch das Gitter reichte. Auf der Stelle und ohne jedes andere Werkzeug als seine Finger brach er es in kurze Stücke und bog sie zu einem halb Dutzend recht ansehnlicher Sicherheitsnadeln zusammen. Die Spitzen schärfte er auf dem Steinfußboden an.

Umgehend entwickelte ich einen schwunghaften Handel mit Sicherheitsnadeln. Ich beschaffte den Rohstoff und verhökerte das Fertigprodukt, und er machte die Arbeit. Als Lohn gab ich ihm zusätzliche Brotrationen, ab und zu einen Happen Fleisch oder einen Suppenknochen, in dem noch Mark war.

Aber er vertrug es nicht, eingesperrt zu sein, und wurde von Tag zu Tag unleidlicher. Die Kalfaktoren machten sich einen Spaß daraus, ihn zu foppen. Sie füllten seinen schwachen Kopf mit Geschichten von

einem großen Vermögen, das ihm vermacht worden sei. Er sei nur verhaftet und ins Gefängnis gesteckt worden, damit man es ihm rauben könnte. Er wisse doch selbst, daß es kein Gesetz gebe, nach dem es verboten sei, aus einer Abfalltonne zu essen. Deshalb sei er zu Unrecht eingesperrt. Das Ganze sei ein Komplott, um ihm sein Vermögen zu stehlen.

Ich erfuhr von der Sache erst, als die Kalfaktoren darüber lachten, was sie ihm für einen Bären aufgebunden hätten. Bald darauf beriet er sich ganz ernsthaft mit mir und erzählte mir von seinen Millionen und dem Komplott, sie ihm zu rauben. Er ernannte mich zu seinem Detektiv. Ich versuchte es ihm ganz behutsam auszureden; ich meinte, daß ein Irrtum vorliegen könnte und daß ein anderer, der einen ähnlichen Namen hatte, der eigentliche Erbe sei. Er war dann auch ganz vernünftig und ernüchtert, aber ich konnte die anderen Kalfaktoren nicht von ihm fernhalten, und die machten ihm immer mehr die Hölle heiß. Schließlich wollte er nach einem heftigen Auftritt nichts mehr von mir wissen, zog meine Bestallung als Privatdetektiv zurück und trat in den Streik. Mein Handel mit Sicherheitsnadeln kam zum Erliegen. Er weigerte sich, auch nur noch eine Nadel herzustellen, und bewarf mich durch die Gitterstäbe mit dem Rohmaterial, wenn ich vorbeikam.

Ich konnte mich mit ihm nicht mehr aussöhnen. Die anderen Hallenaufseher machten ihm weis, daß ich ein Detektiv im Dienste der Verschwörer sei. Und schließlich brachten sie ihn mit ihren Märchen so weit, daß er den Verstand verlor. Das Unrecht, das ihm eingebildetermaßen angetan wurde, zerrüttete so seinen Geist, daß er ein gemeingefährlicher, gewalttätiger Irrer wurde. Die Wärter wollten sich sein Gerede von den gestohlenen Millionen nicht anhören, so beschuldigte er sie, an dem Komplott beteiligt zu sein. Eines Tages warf er einem von ihnen den Napf mit heißem Tee an den Kopf; danach beschäftigte man sich mit seinem Fall. Der Gefängnisinspektor unterhielt sich mit ihm ein paar Minuten durch die Gitterstäbe seiner Zelle. Dann wurde er zur ärztlichen Untersuchung weggebracht. Er kam nicht mehr zurück, und ich habe mich schon oft gefragt, ob er tot ist oder immer noch in irgendeiner Irrenanstalt von seinen Millionen phantasiert.

Schließlich kam der schönste Tag - der meiner Entlassung. Auch der Dritte Hallenaufseher wurde an dem Tage entlassen, und das Mädchen, das ich ihm gewonnen hatte, wartete auf ihn draußen vor dem Gefängnis. Glückselig gingen beide zusammen los. Mein Kompanion und ich brachen auch auf und tigerten nach Buffalo hinein. Hatten wir uns nicht vorgenommen, zusammen zu bleiben? Wir bettelten uns an dem Tag auf der Hauptpromenade Pennies

zusammen und gaben sie sofort für Bier aus, - eines kostete drei Cent. Die ganze Zeit über suchte ich eine passende Gelegenheit, mich aus dem Staub zu machen. Von einem Tramp auf der Promenade hatte ich herausbekommen, wann ein bestimmter Güterzug abfuhr. Ich richtete meine Zeit dementsprechend, ein. Als es soweit war, saß ich mit meinem Kompagnon in einer Kneipe. Zwei Bier standen vor uns. Ich hätte mich gern von ihm verabschiedet. Er hatte sich mir gegenüber wirklich anständig benommen. Aber ich traute mich nicht. Deshalb verließ ich die Wirtschaft durch die Hintertür und sprang über den Zaun. Wie der Blitz war ich weg, und ein paar Minuten später saß ich auf einem Güterzug, der auf der West-New-York- und Pennsylvania-Bahn in Richtung Süden fuhr.

Bei Nacht und Nebel

Auf meinen Wanderfahrten kam ich mit Hunderten Tramps ins Gespräch, mit denen ich an den Wassertanks wartete und eine Mahlzeit zusammenbrutzelte. Wir gingen auf der Hauptstraße oder in Häusern fechten und enterten Züge. Sie verschwanden dann und ließen sich nie wieder blicken. Ich begegnete aber auch Landstreichern, die mir erstaunlich oft über den Weg liefen, und es gab sogar solche, die man nie zu Gesicht bekam, die aber dicht wie Gespenster an einem vorbeizogen.

Einen von diesen verfolgte ich quer durch ganz Kanada auf einer über dreitausend Meilen langen Eisenbahnstrecke, doch nie bekam ich ihn zu sehen. »Skysegel-Jack« war sein Spitzname. Seinem Namenszeichen begegnete ich zum erstenmal in Montreal. Mit einem Klappmesser war die Skysegelrahe eines Schiffes eingeritzt. Die Zeichnung war makellos. Darunter stand »Skysegel-Jack«, und darüber »R. W. 15. 10-94«. Daraus konnte man entnehmen, daß er Montreal am 15. Oktober 1894 in Richtung Westen passiert hatte. Er hatte also einen Tag Vorsprung. »Matrosen-Jack« war damals mein Kennzeichen, und prompt ritzte ich es neben das seine mit Datum und dem Vermerk, daß auch ich in Richtung Westen wollte.

Ich hatte ziemlich viel Pech bei den nächsten hundert Meilen, und erst acht Tage später stieß ich dreihundert Meilen westlich von Ottawa auf Skysegel-Jacks Spur. Da stand sein Zeichen, eingeritzt in einen Wassertank, und aus dem Datum konnte ich entnehmen, daß es auch bei ihm Verzögerungen gegeben hatte. Er war mir nur zwei Tage voraus. Ich war ein »Komet« und »Landstreicherheld«; das gleiche galt für Skysegel-Jack. Es mit ihm aufzunehmen, war ich meinem Stolz und Ruf schuldig. Tag und Nacht war ich auf Schwarzfahrt. Ich überholte ihn; dann wieder überholte er mich. Manchmal hatte er einen Tag Vorsprung, manchmal ich. Von Tramps, die in Richtung Osten unterwegs waren, hörte ich gelegentlich von ihm, wenn er mal gerade vor mir lag. Von ihnen erfuhr ich auch, daß er sich inzwischen für Matrosen-Jack interessierte und Erkundigungen über mich einzog.

Wir hätten ein prachtvolles Gespann abgegeben, dessen bin ich sicher, wenn wir jemals zueinander gefunden hätten. Aber wir konnten nie zusammenkommen. Quer durch Manitoba lag ich vor ihm, durch Alberta übernahm er die Führung, und an einem grauen, bitterkalten Morgen erfuhr ich an der Grenze, direkt östlich vom Kicking-Horse-Paß, daß er die Nacht zuvor zwischen diesem und Rogers-Paß gesehen

worden war. Es war höchst eigentümlich, wie ich zu dieser Nachricht kam. Ich war die ganze Nacht in einem Seitentür-Pullmann (einem geschlossenen Güterwagen) gefahren und halbtot vor Kälte am Knotenpunkt herausgeklettert, um mir etwas zu essen zu erbetteln. Eiskalte Nebelschwaden zogen vorbei, und ich sprach ein paar Heizer an, auf die ich im Lokomotivschuppen stieß. Sie gaben mir Reste aus ihrem Kochgeschirr, und außerdem bekam ich von ihnen fast einen ganzen Liter göttlichen »Java« (Kaffee). Letzteren machte ich mir warm, und als ich mich zum Essen hinsetzte, fuhr ein Güterzug aus Westen ein. Ich sah, wie eine Seitentür aufging und ein Halbwüchsiger herauskletterte. Durch die Nebelschwaden humpelte er zu mir herüber. Er war steif vor Kälte, seine Lippen sahen blau aus. Ich teilte mein Java-Getränk und mein bißchen Essen mit ihm, erfuhr einiges über Skysegel-Jack und dann auch über ihn selbst. Man stelle sich vor, er stammte aus meiner Heimatstadt, Oakland in California, und er war ein Mitglied der vielgerühmten Boo-Bande - einer Bande, der ich zeitweise auch angehört hatte. Wir schwatzten viel und schnell und verschlangen unser Essen in der halben Stunde, die uns blieb. Dann fuhr mein Güterzug ab, und ich mit ihm, in Richtung Westen, auf den Spuren Skysegel-Jacks.

Zwischen den Pässen geriet ich in Verzug, blieb zwei Tage ohne Essen, wanderte am dritten Tag elf Meilen, ehe ich etwas auftreiben konnte, und brachte es dennoch zuwege, Skysegel-Jack am Fraser-River in British Columbia zu überholen. Ich benutzte Personenzüge damals und gewann Zeit; aber auch er mußte wohl auf Personenzügen gefahren sein, offensichtlich mit mehr Glück oder Geschick als ich, denn er langte in Mission vor mir an.

Mission war ein Knotenpunkt, vierzig Meilen östlich von Vancouver. Von diesem Knotenpunkt aus konnte man durch Washington und Oregon nach Süden über den Nordpazifik reisen. Ich war neugierig, welche Route Skysegel-Jack nehmen würde, denn ich glaubte, vor ihm zu sein. Was mich betraf, so wollte ich immer noch in Richtung Westen nach Vancouver. Ich suchte also den Wassertank auf, um eine Nachricht zu hinterlassen, fand aber dort bereits Skysegel-Jacks Zeichen vor, frisch eingeritzt, mit dem Datum des selben Tages versehen. Ich beeilte mich, nach Vancouver zu kommen, aber er war schon fort. Er hatte sofort ein Schiff genommen und schwamm in Richtung Westen auf seiner abenteuerlichen Weltumsegelung. Wirklich, Skysegel-Jack, du warst ein Landstreicherheld, und dein Gefährte war der »Wind, der die Welt umstreicht«. Hut ab vor dir. Du warst wirklich ein echter Tramp.

Eine Woche später war auch ich auf einem Schiff, und an Bord des Dampfers »Umatilla« arbeitete ich mich als Matrose die Küste entlang

nach San Francisco hinunter. Skysegel-Jack und Matrosen-Jack, mein Gott, wären wir nur zusammengekommen !

Wassertanks sind die Stützpunkte für Tramps. Nicht aus purem Übermut ritzen Tramps ihre Kennzeichen, Daten und Richtungsangaben ein. Oft genug habe ich Vagabunden getroffen, die sich allen Ernstes bei mir erkundigten, ob ich nicht irgendwo den oder jenen Tramp oder sein Zeichen gesehen hätte. Mehr als einmal konnte ich das Kennzeichen jüngsten Datums, den Wassertank und die beabsichtigte Richtung des Gesuchten angeben. Und stehenden Fußes machte sich der Tramp, dem ich die Auskunft erteilt hatte, auf die Socken, seinem Kompagnon hinterher. Ich bin Landstreichern begegnet, die besessen von dem Gedanken, ihren Kameraden einzuholen, quer über den Kontinent getrampt sind und wieder zurück, ihm immer auf den Fersen.

Die Kennzeichen sind Decknamen, die die Landstreicher sich geben oder annehmen, wenn sie von ihren Gefährten damit bedacht werden. »Schlaumeier-Joe«, zum Beispiel war zurückhaltend und wurde von seinen Gefährten so genannt. Kein selbstbewußter Landstreicher würde sich Hasenfuß nennen. Nur sehr wenige Tramps legen Wert darauf, an ihre Vergangenheit erinnert zu werden, als sie erniedrigenderweise noch arbeiten mußten; folglich wird man Decknamen, die auf den Beruf Rückschlüsse zulassen, sehr selten finden; dennoch entsinne ich mich, folgenden begegnet zu sein: »Gießler-Mohr«, »Rotpinsel«, »Chi-Klempner«, »Kesselschmied«, »Schiffsjunge« und »Drucker-Tramp«. Chi (ausgesprochen: schai) hieß übrigens in unserem Jargon Chicago.

Sehr beliebt dagegen ist bei den Landstreichern, ihre Decknamen von den Orten abzuleiten, aus denen sie stammen: »New York-Tommy«, »Pazifik-Slim«, »Buffalo-Smithy«, »Canton-Tim«, »Pittsburg-Jack«, »Troy-Mickey«, »K. L.-Bill« und »Connecticut-Jimmy«.

Namen wie »Texas-König«, »Glücks-Joe«, »Schläger-Connors«, »Priem-Tramp«, »Tornado-Mohr« und »Pump-McCall« waren einfallsreicher. Andere, die weniger Phantasie hatten, leiteten den Namen von den Besonderheiten ihrer leiblichen Verfassung her, zum Beispiel: »Vancouver-Latte«, »Detroit-Knirps«, »Ohio-Pummel«, »Langer Jack«, »Großer Jim«, »Klein-Joe«, »New York-Krüppel«, »Chi-Nase« und »Krummbuckel-Ben«.

Die »Jungen Füchse« waren eine Kategorie für sich und legten sich eine ganze Palette von Decknamen zu. Mir sind an den verschiedensten Stellen etwa folgende begegnet: »Bock-Fuchs«, »Blind-Fuchs«, »Zwerg-Fuchs«, »Himmel-Fuchs«, »Fledermaus-Fuchs«, »Blitz-Fuchs«, »Koch-Fuchs«, »Affen-Fuchs«, »Iowa-Fuchs«,

»Manchesterhosen-Fuchs«, »Redner-Fuchs« (wer weiß, wie er dazu gekommen war) und »Großmaul-Fuchs« (der rotzfrech war).

Am Wassertank in San Marcial, New Mexico, konnte man vor zehn, zwölf Jahren folgenden Merkzettel für Landstreicher lesen:

1. Hauptstraße o.k.
2. Polizei nicht gefährlich.
3. Lokomotivschuppen gute Schlafstelle.
4. Züge Richtung Norden taugen nichts.
5. Private taugen nichts.
6. Gaststätten nur für Köche gut.
7. Eisenbahnhotel nur für Nacharbeit geeignet.

Aus Nummer eins kann man entnehmen, daß die Hauptstraße zum Geldfechten brauchbar ist; aus Nummer zwei, daß die Polizei Landstreichern nichts tut; aus Nummer drei, daß man im Lokomotivschuppen übernachten kann. Nummer vier allerdings ist zweideutig. Entweder: Die Züge in Richtung Norden sind ungünstig für die Schwarzfahrei, oder sie sind ungünstig fürs Betteln. Nummer fünf besagt, daß man in privaten Wohnhäusern für Bettler nichts übrig hat, und Nummer sechs, daß nur solche Tramps in den Gaststätten etwas zu essen bekommen, die früher selbst Köche waren. Aus Nummer sieben werde ich nicht schlau. Ich komme nicht dahinter, ob das Eisenbahnhotel jedem Landstreicher empfohlen wird, um nachts zu betteln, oder ob es nur Landstreichern, die früher Köche waren, empfohlen wird für nächtliches Fechten, oder ob jeder Landstreicher, gleich, ob Koch oder nicht, nachts ein bißchen helfen kann und gegen Essen den Küchenangestellten des Eisenbahnhotels beim Abwaschen und Scheuern mit zur Hand gehen sollte.

Doch zurück zu den Landstreichern, die bei Nacht und Nebel reisen. Ich erinnere mich an einen, dem ich in California begegnete. Er war Schwede, hatte aber so lange in den Vereinigten Staaten gelebt, daß man seine Nationalität nicht erraten konnte. Er mußte einem das erst sagen. Er war auch tatsächlich schon als Kleinkind in die Vereinigten Staaten gekommen. Das erste Mal stieß ich in der Gebirgsstadt Truckee auf ihn. »Wo soll's hingehen?« war unser Gruß, und »Richtung Osten« gaben wir beide zur Antwort. Eine ganze Gruppe von Tramps wollte an jenem Abend mit dem Expreß fahren, und in dem Durcheinander verlor ich den Schweden. Aber ich verpaßte auch den Expreß.

Ich kam in Reno, Nevada, in einem Güterwagen an, der dort auf ein Nebengleis geschoben wurde. Es war ein Sonntagmorgen, und nachdem ich mir mein Frühstück erbeutet hatte, ging ich zum Piute-Lager, um den Indianern beim Spielen zuzusehen. Und dort stand der Schwede, völlig ins Spiel vertieft. Natürlich fanden wir gleich

zueinander. Er war der einzige Bekannte, den ich in dieser Gegend hatte, und ich war sein einziger Bekannter. Wir stürzten aufeinander zu wie ein paar Einsiedler, die der Einsamkeit müde waren, und verbrachten den ganzen Tag gemeinsam. Wir gingen zusammen Mittag fechten und versuchten am späten Nachmittag, denselben Güterzug zu »entern«. Aber er wurde geschmissen, und ich fuhr allein mit, um zwanzig Meilen weiter mitten in der Wüste ebenfalls abgehängt zu werden.

Von allen gottverlassenen Gegenden war die hier, wo ich geflogen war, die letzte. Es sollte eine Signalstation sein und bestand aus einem irgendwie zwischen Dünen und Salbeibüschen hingestellten Schuppen. Ein kalter Wind wehte, die Nacht fiel herein, und der einsame Telegrafist, der in der Holzbaracke hauste, hatte Angst vor mir. Ich wußte, daß bei ihm weder etwas zu essen noch eine Schlafgelegenheit zu bekommen war. Wegen seiner deutlichen Angst vor mir konnte ich ihm auch nicht glauben, als er mir versicherte, daß die Züge in Richtung Osten hier nie hielten. War ich nicht selbst erst fünf Minuten vorher genau an dieser Stelle von einem Zug in Richtung Osten geschmissen worden? Er behauptete, daß der nur auf besondere Anweisung gehalten hätte und daß bestimmt ein Jahr vergehen könnte, ehe wieder mal ein Zug Befehl zum Halten bekommen würde. Er erklärte mir, daß es nur zwölf oder fünfzehn Meilen bis Wadsworth wären und daß ich mich besser auf den Weg machte. Ich zog es jedoch vor zu warten, und hatte so das Vergnügen, zwei Güterzüge in Richtung Westen ohne Halt vorbeifahren zu sehen und einen in Richtung Osten. Dabei fragte ich mich, ob wohl der Schwede auf dem letzteren gewesen sei. Ich konnte nun den Weg über die Bahnschwellen nach Wadsworth nehmen, und ich tat es schließlich - sehr zur Erleichterung des Telegrafisten, da ich darauf verzichtet hatte, seinen Schuppen anzustecken oder ihn umzubringen. Telegrafisten haben für vieles dankbar zu sein.

Nach einem halben Dutzend Meilen mußte ich von den Bahnschwellen herunter und den Expreß in Richtung Osten vorbeilassen. Er fuhr sehr schnell, aber auf der ersten Blindplattform konnte ich die Umrisse einer Gestalt ausmachen, in der ich den Schweden zu erkennen glaubte.

Für viele trostlose Tage war das das letzte, was ich von ihm sah. Ich schlug mich durch all die Bergnester in der Einöde von Nevada, die sich Hunderte von Meilen hinzieht, fuhr nachts mit Expreßzügen wegen ihrer größern Geschwindigkeit, tagsüber kroch ich in Güterwagen, um zu schlafen. Es war früh im Jahr und kalt auf den Hochebenen. Hier und da lag Schnee, die Berge waren in Weiß gehüllt, und nachts blies ein schneidender Wind aus den höheren

Regionen. Es war kein Land zum längeren Verweilen. Und man muß sich vergegenwärtigen, verehrter Leser, der Tramp zieht durch solch ein Land ohne Schutz und ohne Geld, er bittelt sich schlechthin durch und schläft nachts ohne Decken. Gerade letzteres ist etwas, das man sich ohne eigene Erfahrung nicht vorstellen kann.

Am frühen Abend landete ich auf dem Bahnhof von Ogden. Der Expreß der Union Pacific sollte gerade in Richtung Osten abdampfen, und ich wollte so schnell wie möglich vorankommen. In dem Wirrwarr von Gleisen vor der Lokomotive konnte ich eine Gestalt erkennen, die durch die Dunkelheit schlich. Es war der Schwede. Wir schüttelten uns die Hände wie lang verloren geglaubte Brüder und stellten dabei fest, daß wir Handschuhe anhatten. »Wo hast du die mitgehen lassen?« fragte ich. »Von einer Lok«, antwortete er, »und du?« »Die haben einem Heizer gehört«, antwortete ich, »er hat sie liegen lassen.«

Wir erwischten die Blindplattform, als der Expreß abfuhr, und fanden es mächtig kalt. Die Strecke führte durch eine enge Schlucht zwischen schneebedeckten Bergen, und wir zitterten und bebten vor Kälte und erzählten uns, wie wir die Strecke von Reno bis Ogden geschafft hatten. Ich hatte die Nacht zuvor nur eine Stunde geschlafen, und die Blindplattform war nicht bequem genug, um einzunicken. Als der Zug hielt, ging ich weiter nach vorn zur Lok. Wir hatten ein Doppelgespann (zwei Lokomotiven), das uns über die Steigung bringen sollte.

Auf dem Schneeräumer der ersten Lok war es zu kalt, weil hier der Fahrtwind am stärksten war. Ich entschied mich für den Schneeräumer der zweiten Lok, der im Windschatten der ersten fuhr. Als ich hineinkletterte, war der Platz schon besetzt. Im Dunkeln fühlte ich den Körper eines Jungen. Er schlief fest. Wenn man zusammenrückte, war Platz für zwei hinter der riesigen Pflugschar. Ich drängte den Jungen ein bißchen zur Seite und quetschte mich neben ihn. Es wurde eine »ruhige« Nacht, die Bremser ließen uns unbehelligt, und wir schliefen gleich ein. Hin und wieder wurde ich durch Flugasche oder heftige Erschütterungen aufgeschreckt; dann rückte ich dichter an den Jungen heran, und beim Fauchen der Lokomotiven und Kreischen der Räder dämmerte ich wieder ein.

Der Expreß erreichte Evanston in Wyoming und kam dann nicht weiter. Ein Zugunglück vor uns blockierte die Strecke. Den toten Lokführer hatte man zur Station geschafft; sein verstümelter Leichnam zeugte von den Gefahren, die unterwegs lauerten. Ein Landstreicher war auch getötet worden, aber ihn hatte man nicht zurückgebracht.

Ich unterhielt mich mit dem Jungen. Er war dreizehn Jahre alt. Er war von zu Hause irgendwo in Oregon davongelaufen und wollte nach

Osten zu seiner Großmutter. Er erzählte grausame Dinge, wie man ihn daheim behandelt hatte; es klang durchaus glaubhaft, und außerdem hatte er keinen Grund, mich zu belügen, ich war ja für ihn nur ein unbekannter Tramp.

Der Junge hatte es auch eilig. Er konnte nicht schnell genug vorwärts kommen. Die Bahnmeister entschieden, den Expreß ein Stück zurückzuschicken, ihn über eine Querstrecke auf die Oregon-Stichbahn zu führen und, an der Unglücksstelle vorbei, wieder auf die Union-Pacific-Bahn zu bringen. Der Junge kletterte zurück in den Schneeräumer und meinte, er wolle auf dem Expreß bleiben. Dem Schweden und mir war das nun wirklich zuviel, denn das hieß, die eisige Nacht hindurch fahren und nicht mehr als ein Dutzend Meilen vorankommen. Wir wollten lieber warten, bis die Trümmer beseitigt waren, und uns inzwischen ausschlafen.

Nun ist es absolut kein Vergnügen, um Mitternacht bei einer Hundekälte und völlig mittellos in eine fremde Stadt zu gehen und sich einen Platz zum Schlafen zu suchen. Der Schwede hatte nicht einen Penny. Meine gesamte Barschaft bestand aus zwei Zehnern und einem Fünfer. Von einigen Burschen aus der Stadt erfuhren wir, daß ein Glas Bier fünf Cent kostete und daß die Kneipen die ganze Nacht über geöffnet hatten. Das war etwas für uns. Zwei Glas Bier würden zehn Cent machen, außerdem erwarteten uns dort sicher ein Ofen und Stühle; wir konnten also bis zum Morgen schlafen. Wir hielten nach den erleuchteten Fenstern einer Gastwirtschaft Ausschau; unter unseren forschen Schritten knirschte der Schnee, und ein frostiger Wind rüttelte uns durch.

Aber ach, wir hatten die Auskunft der Burschen mißverstanden. In dem ganzen Nest gab es nur eine einzige Kneipe, in der das Glas Bier fünf Cent kostete, und gerade die fanden wir nicht. Trotzdem schien die, in die wir schließlich einkehrten, gar nicht so übel zu sein. In einem Ofen bullerte es glühend heiß; es gab bequeme rohrgeflochtene Sessel und einen nicht allzu freundlich dreinblickenden Schankwirt, der uns mißtrauisch anstarrte, als wir eintraten. Schließlich kann man nicht Tage und Nächte hindurch in derselben Kleidung stecken, Züge entern, gegen Ruß und Asche ankämpfen, überall und nirgends schlafen und dabei noch eine gute Erscheinung abgeben. Unser Äußeres sprach entschieden gegen uns. Aber was machte das schon? Ich hatte ja das nötige Kleingeld in der Tasche. »Zwei Bier«, sagte ich lässig zum Schankwirt, und während er sie einfüllte, lehnten der Schwede und ich uns gegen die Theke und liebäugelten insgeheim mit den Sesseln am Ofen.

Der Schankwirt stellte die beiden schäumenden Gläser vor uns hin, und voller Stolz reichte ich ihm die zehn Cent. Ich war meiner Sache

völlig sicher. Sobald ich merkte, daß ich mich im Preis geirrt hatte, war ich bereit, noch weitere zehn Cent hervorzukramen, auch auf die Gefahr hin, daß mir dann nur noch ein Fünfcentstück blieb, mir, einem Fremden in einem fremden Land. Ich hätte sie bestimmt bezahlt. Aber der Schankwirt ließ mich gar nicht so weit kommen. Kaum hatte er das Zehncentstück erblickt, das ich hineingelegt hatte, da ergriff er die beiden Gläser, mit jeder Hand eins, und schüttete das Bier in den Ausguß hinter der Theke. Dabei funkelte er uns wütend an und sagte:

»Hab ich doch gleich gewußt, daß mit euch etwas nicht stimmt! Euch sticht was in die Nase. In die Nase sticht euch was!«

Aber weder der Schwede noch ich fühlten etwas in der Nase. Im Gegenteil, unsere Nasen waren ganz in Ordnung. Den direkten Sinn seiner Worte verstanden wir deshalb beim besten Willen nicht, wohl aber, was er im übertragenen Sinne damit sagen wollte: Ihm paßte unser Äußeres nicht, und sein Bier kostete offensichtlich zehn Cent das Glas.

Ich griff in die Tasche, legte ein zweites Zehncentstück auf die Theke und bemerkte leichthin: »Oh, ich dachte, es kostet nur fünf Cent!«

»Euer Geld interessiert mich nicht«, antwortete er und schob mir die zwei Zehncentstücke wieder zu.

Enttäuscht steckte ich sie in die Tasche; enttäuscht warfen wir einen verlangenden Blick auf den begehrten Ofen, und enttäuscht trotteten wir hinaus in die frostige Nacht.

Und als wir hinausgingen, rief uns der Schankwirt, der uns immer noch nachstarrte, hinterher: »Euch sticht was in die Nase!«

Ich bin seitdem viel in der Welt herumgekommen, habe fremde Länder und fremde Menschen gesehen, viele Bücher gelesen und in so manchem Vortragssaal gesessen; und obgleich ich lange und gründlich darüber nachgedacht habe, bin ich bis zum heutigen Tage nicht dahintergekommen, was jener Schankwirt aus Evanston in Wyoming mit seiner komischen Äußerung sagen wollte. Unsere Nasen waren jedenfalls in Ordnung.

Die Nacht damals verbrachten wir über den Dampfkesseln eines Kraftwerks. Wie wir ausgerechnet auf diese Schlafstelle kamen, weiß ich nicht mehr. Wir müssen wohl instinktiv in diese Richtung gegangen sein, wie Pferde eine Tränke finden oder Brieftauben ihren heimischen Schlag. Trotzdem wurde es eine Nacht, an die ich ungern zurückdenke.

Ein Dutzend Landstreicher war uns bereits zuvorgekommen und hatte sich auf den Dampfkesseln eingenistet. Außerdem war es viel zu heiß. Unsere Lage wurde dadurch noch unerträglicher, daß sich der Heizer nicht darauf einlassen wollte, uns unten vor den Feuern stehen

zu lassen. Er ließ uns die Wahl zwischen den Kesseln und der Kälte draußen.

»Ihr habt selbst gesagt, ihr wollt schlafen, verdammt noch mal, schlaft doch!« sagte er zu mir, als ich halb wahnsinnig vor Hitze zu ihm in den Heizraum hinuntergegangen war.

»Wasser!« keuchte ich und wischte mir den Schweiß von der Stirn, »Wasser!«

Er wies auf die Tür und bedeutete mir, daß ich irgendwo da draußen in der Dunkelheit den Fluß finden würde. Ich ging den Fluß suchen, verlor die Richtung im Dunkeln, stolperte über Schneewehen, gab es schließlich auf und kehrte halb erfroren wieder auf die Dampfkessel zurück. Als ich wieder auftaute, war ich durstiger als zuvor. Um mich herum stöhnten, ächzten, wimmerten, seufzten, japsten, keuchten, wälzten und wühlten die Landstreicher in ihrer Qual. Wir glichen einer Schar verlorener Seelen, die in der Hölle geröstet wurden, und der Heizer, der leibhaftige Satan, bot uns als einzige Alternative, draußen in der Kälte zu erfrieren. Der Schwede saß da und verfluchte mit aller Inbrunst die Wanderlust im Menschen, die ihn zum Landstreicherdasein verleitet hatte und ihn jetzt solche Qualen erleiden ließ.

»Wenn ich nach Chikago zurückkomme«, beschloß er, »suche ich mir Arbeit und bleibe dabei, bis die Hölle zufriert. Erst dann gehe ich wieder auf Wanderschaft.«

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß der Schwede und ich am nächsten Tag, als die Strecke von dem Zugangsglück wieder frei war, Evanston in den Eisbehältern eines Apfelsinenzuges verließen, eines Güterschnellzuges, der mit den Früchten des sonnigen Kaliforniens beladen war. Zwar waren die Eisbehälter wegen des kalten Wetters leer, aber das machte sie für uns nicht wärmer. Wir krochen durch Luken oben auf dem Waggon in sie hinein; die Behälter waren aus Zinkblech, und in der schneidenden Kälte war es nicht gerade angenehm, mit ihnen in Berührung zu kommen. Wir lagen da, zitterten und bibberten und berieten mit klappernden Zähnen. Dann beschlossen wir, Tag und Nacht in den Eisbehältern zu bleiben, bis wir die unwirtlichen Hochebenen hinter uns gebracht hatten und ins Mississippi-Tal kamen.

Trotzdem mußten wir etwas essen, und so beschlossen wir, uns beim nächsten Knotenpunkt auf die Socken zu machen, um etwas Eßbares zu beschaffen und so schnell wie möglich wieder in unsere Eisbehälter zurückzukehren. Am späten Nachmittag erreichten wir Green River; für das Abendbrot war es noch zu früh. Vor den Essenszeiten ist es immer am ungünstigsten, die Hintertüren zu belagern. Trotzdem riskierten wir es, schwangen uns die Seitenleiter hinunter, als der Zug ins Bahnhofsgelände einfuhr, und rannten in die Siedlungen. Wir

wurden rasch getrennt, hatten uns aber verabredet, uns wieder in den Eisbehältern zu treffen. Zuerst hatte ich Pech, aber schließlich konnte ich mit mehreren ergatterten Paketen, die ich unter meinem Hemd verstaute hatte, zum Zug zurückrennen. Er fuhr gerade ab und hatte schon eine ziemliche Geschwindigkeit erreicht. Der Kühlwagen, in dem wir uns verabredet hatten, war bereits vorbeigefahren; erst ein halbes Dutzend Waggons weiter konnte ich auf die untere Sprosse der Seitenleiter springen, kletterte aufs Dach und ließ mich in einen Eisbehälter hinunter.

Doch ein Bremsenwagen hatte mich von seinem Hüschchen aus gesehen, und in Rock Springs, ein paar Meilen weiter, steckte er den Kopf in meinen Behälter und sagte: »Scher dich hier raus, du Hundesohn! Los, raus!« Er packte mich an den Füßen und zerrte mich heraus. Ich machte mich aus dem Staube. Der Apfelsinenzug aber und der Schwede rollten ohne mich davon.

Es fing an zu schneien. Eine kalte Nacht brach herein. Als es dunkel wurde, trieb ich mich auf dem Bahngelände herum, bis ich einen leeren Kühlwagen fand. Ich kletterte hinein, diesmal nicht in die Eisbehälter, sondern direkt in den Waggon. Ich zog die schweren Türen zu, und da sie Gummistreifen an den Kanten hatten, schlossen sie den Wagen luftdicht ab. Die Wände waren dick. Von draußen drang keine Kälte herein. Mein Problem bestand darin, die Innentemperatur zu erhöhen. Doch nicht umsonst war ich ein »Profi«. Ich holte aus meinen Taschen drei oder vier Zeitungen hervor, steckte eine nach der anderen an und ließ sie auf dem Boden des Waggons verbrennen. Der Rauch stieg zur Decke. Von der Wärme konnte nicht das kleinste bißchen entweichen. Geborgen und warm verbrachte ich eine herrliche Nacht. Ich wachte kein einziges Mal auf.

Morgens schneite es immer noch. Als ich nach einem Frühstück unterwegs war, verpaßte ich einen Güterzug in Richtung Osten. Danach versuchte ich mein Glück mit zwei anderen Zügen, wurde aber von beiden geschmissen. Den ganzen Nachmittag ging kein Zug mehr ostwärts. Der Schnee fiel dichter denn je, und erst bei Einbruch der Dunkelheit konnte ich auf der ersten Blindplattform eines Expresszuges weiterfahren. Als ich mich von der einen Seite auf die Plattform schwang, sprang jemand von der anderen Seite auf. Es war der Junge aus Oregon, der von zu Hause weggelaufen war.

Ein Vergnügen ist es nicht, im Schneesturm auf der ersten Blindplattform eines Schnellzuges zu hocken. Der Wind geht einem durch und durch; er trifft auf den Vorderwagen und wird zurückgeworfen. Beim ersten Halt, als es schon ganz dunkel war, ging ich nach vorn und verhandelte mit dem Heizer. Ich bot ihm an, bis zum Schluß seiner Schicht in Rawlins Kohlen zu schippen, und er

nahm mein Angebot an. Meine Aufgabe bestand darin, draußen auf dem Tender im Schneetreiben große Kohlebrocken mit einem Vorschlaghammer zu zerschlagen und sie dann in den Führerstand zu schaufeln. Da ich aber nicht die ganze Zeit über zu tun hatte, konnte ich zwischendurch zu ihm nach vorn kommen und mich aufwärmen.

»Hinten auf der ersten Blindplattform steckt ein kleiner Bursche«, erzählte ich dem Heizer bei meiner ersten Verschnaufpause. »Der friert sehr.«

Solch ein Führerstand auf den Loks der Union-Pacific ist ziemlich geräumig, und wir brachten den Jungen in einer warmen Ecke vor dem Sitz des Heizers unter, wo er auch sofort einschlief. Gegen Mitternacht kamen wir in Rawlins an. Der Schnee fiel noch dichter als zuvor. Hier wurde die Lokomotive gegen eine neue ausgewechselt und sollte in den Schuppen gefahren werden. Als der Zug zum Halten kam, sprang ich ab und direkt in die Arme eines großen Mannes in einem weiten Mantel. Er begann mich auszufragen, doch ich wollte erst mal wissen, wer er überhaupt sei, worauf er zu verstehen gab, daß er der Sheriff sei.

Ich zog meine Fühler ein, hörte zu und gab die nötigen Antworten.

Nun fing er an, mir den Jungen zu beschreiben, der immer noch auf dem Führerstand schlief. Ich überlegte blitzschnell. Offensichtlich waren die Angehörigen hinter dem Jungen her, und der Sheriff hatte telegrafische Instruktionen aus Oregon erhalten. Ja, ich hätte diesen Burschen gesehen. Ich wäre ihm das erste Mal in Ogden begegnet. Das Datum stimmte mit den Angaben überein, die der Sheriff hatte. Der Junge mußte immer noch irgendwo da hinten sein, fügte ich hinzu, denn man hätte ihn von eben diesem Expreß vergangene Nacht geschmissen, als er von Rock Springs abfuhr. Die ganze Zeit über betete ich im stillen, der Bengel solle nicht aufwachen, herausgeklettert kommen und mich Lügen strafen.

Der Sheriff gab es schließlich auf, mich auszufragen und wollte jetzt die Bremser verhören; aber bevor er ging, sagte er noch:

»Das eine merke dir, diese Stadt ist nichts für dich. Verstanden? Sieh zu, daß du mit dem Zug hier fortkommst. Erwische ich dich hier, wenn der Zug weg ist, dann...«

Ich versicherte ihm, daß ich nicht aus freien Stücken in seiner Stadt sei und daß ich einzig und allein deswegen hier sei, weil der Zug gehalten hätte und daß er mich vor Qualm nicht mehr zu sehen bekäme, so schnell würde ich aus seiner dämlichen Stadt abdampfen.

Als er zu den Bremsern weiterging, huschte ich zurück in die Lokomotive. Der Junge war aufgewacht und rieb sich die Augen. Ich sagte ihm, was los war, und redete ihm zu, mit der Lok in den Lokomotivschuppen zu fahren. Um es kurz zu machen, der Bursche

fuhr auf dem Schneeräumer desselben Expreßzuges weiter, nachdem ich ihm geraten hatte, sich beim ersten Halt mit dem Heizer gutzustellen und ihn zu bitten, auf der Lok bleiben zu dürfen. Ich selbst wurde geschmissen. Der neue Heizer war jung und noch nicht nachlässig genug, gegen die Gesetze der Eisenbahngesellschaft zu verstoßen, die es verboten, Tramps auf der Lok zu befördern. Folglich hatte er mein Angebot abgeschlagen, für ihn Kohlen zu schaufeln. Hoffentlich hatte der Junge bei ihm mehr Erfolg, denn die ganze Nacht in dem Schneeestöber auf dem Schneeräumer zuzubringen hätte den Tod bedeuten können.

Komisch, aber ich kann mich heute nicht mehr erinnern, wie ich eigentlich damals in Rawlins geschmissen wurde. Ich weiß nur noch, wie ich dem Zug nachsah, der im Handumdrehen von dem Schneeestöber verschluckt wurde, und wie ich mich auf den Weg nach einer Kneipe machte, um mich aufzuwärmen. Dort herrschte reges Treiben; die Pharaos-, Roulette-, Würfel- und Pokertische waren voll besetzt, und ein paar verrückte Cowboys sorgten für Unterhaltung. Ich hatte mich gerade ein bißchen mit ihnen angefreundet und meinen ersten Schluck auf ihre Kosten hinuntergespült, als sich mir eine schwere Hand auf die Schulter legte. Ich blickte mich um und stöhnte. Es war der Sheriff. Ohne ein Wort führte er mich hinaus ins Schneetreiben.

»Draußen auf dem Bahngelände steht ein Apfelsinenzug«, sagte er.

»Aber es ist eine verdammt kalte Nacht«, gab ich zu bedenken.

»Er fährt in zehn Minuten ab«, bedeutete er mir.

Das war alles. Es gab keine Widerrede. Als der Apfelsinenzug abfuhr, saß ich in einem Eisbehälter. Ich hatte das Gefühl, als würden mir die Füße noch vor Morgengrauen absterben, und die letzten zwanzig Meilen bis Laramie stand ich an der offenen Tür und hüpfte von einem Bein aufs andere. Der Schnee fiel zu dicht, als daß mich die Bremser hätten sehen können, und mir war es auch gleichgültig, ob sie mich erwischten.

Mein Vierteldollar brachte mir in Laramie ein warmes Frühstück ein, und kurz darauf saß ich als blinder Passagier auf dem Expreß, der einen Paß über die Rockies Mountains hinaufkroch. Normalerweise vermeidet man die Blindplattformen bei Tageslicht. Aber ich rechnete damit, daß bei solch einem Schneetreiben oben in den Rockies die Bremser nicht das Herz haben würden, mich runterzuwerfen. Sie täten es auch nicht. Allerdings kamen sie an jeder Station und sahen nach, ob ich noch immer nicht erfroren sei.

In Ames' Monument, dem höchsten Punkt der Rockies - ich hab vergessen wie hoch -, kam der Bremser zum letzten Mal.

»Hör mal«, sagte er, »du siehst doch den Güterzug, der da auf dem

Nebengleis steht, damit wir vorbei können?«

Ich sah ihn. Er stand auf dem nächsten Gleis, bloß sechs Fuß entfernt. Einige Fuß* weiter, und ich hätte in dem Schneetreiben nichts mehr erkennen können. »In einem der Waggons ist der Nachtrupp von Kellys Armee. Die haben zwei Fuß Stroh als Unterlage, und außerdem sind es so viele, daß sie sich gegenseitig warm halten.«

Es war ein guter Rat, und ich befolgte ihn, war jedoch entschlossen, mit dem Expreß weiter mitzufahren, falls er mich nur an der Nase herumgeführt hatte. Aber es stimmte. Ich fand den Waggon - einen großen Kühlwagen, dessen eine Tür weit offen war zum Lüften. Sofort kletterte ich hinein. Ich trat auf ein Bein, dann auf einen Arm. Es war ziemlich dunkel, und ich konnte außer einem wirren Durcheinander von Armen, Beinen und Körpern nichts erkennen. Noch nie war mir ein solcher Wirrwarr von menschlichen Lebewesen vorgekommen. Alle lagen im Stroh, übereinander, untereinander und ineinander verschlungen. Vierundachtzig ausgewachsene Landstreicher brauchen eine ganz schöne Fläche, wenn sie ausgestreckt nebeneinander daliegen. Die Männer, auf die ich trat, wurden unwillig. Ihre Körper wogten unter mir wie Wellen im Meer und sorgten so unwillkürlich dafür, daß ich vorwärts kam. Ich konnte einfach keinen Fleck mit Stroh finden, auf den ich hätte treten können, und folglich trat ich immer wieder auf Menschen. Ihr Ärger wuchs, und ich wurde weitergeschoben. Dann verlor ich den Halt und saß plötzlich. Unglücklicherweise landete ich auf einem Kopf. Der dazugehörige Mann war im nächsten Augenblick voller Wut auf den Beinen, und ich flog durch die Luft. Was hochgeworfen wird, muß wieder herunterkommen; ich landete diesmal auf einem anderen Kopf.

Von dem, was dann geschah, habe ich nur noch eine sehr vage Vorstellung. Es ging zu wie in einer Dreschmaschine. Ich wurde von einem Ende des Waggons zum anderen geschleudert. Jene vierundachtzig Landstreicher warfen mich durch die Luft, bis, wie durch ein Wunder, das Häufchen Elend, das von mir noch übrig war, auf einem kleinen Fleckchen Stroh landete. Damit war ich in ihre Gemeinschaft aufgenommen; es war ein lustiger Haufe. Den ganzen restlichen Tag fuhren wir durch das Schneetreiben, und um die Zeit totzuschlagen, beschloß man, daß jeder eine Geschichte erzählen solle. Man kam überein, daß es eine gute Geschichte sein müsse, und außerdem dürfe sie noch kein anderer kennen. Wer die Bedingungen nicht erfüllte, würde in die »Dreschmaschine« kommen. Aber es gab nicht einen Versager. Im Gegenteil, ich möchte an dieser Stelle mit allem Nachdruck sagen, daß ich nie wieder in meinem Leben so

* Englisches Längenmaß = 0,30 m

großartige Geschichten gehört habe wie damals. Vierundachtzig Mann aus allen Enden der Welt waren zusammen - ich war der fünfundachtzigste, und jeder gab ein wahres Meisterstück von Geschichte zum besten. Wir wurden dazu gezwungen, denn es galt: Meisterstück oder Dreschmaschine.

Am späten Nachmittag kamen wir in Cheyenne an. Der Schneesturm hatte seinen Höhepunkt erreicht, und obwohl wir alle seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatten, war keiner von uns darauf versessen, sich draußen ein Abendbrot zu erfechten. Die ganze Nacht über rollten wir durch den Sturm; am nächsten Tag ging es hinunter in die lieblichen Ebenen Nebraskas, und unaufhörlich ratterten unter uns die Räder. Wir hatten Sturm und Gebirge hinter uns gelassen. Die Sonne schien auf ein freundliches Land. Vierundzwanzig Stunden lang hatten wir nichts gegessen. Wir bekamen heraus, daß der Zug gegen Mittag in einer Stadt halten sollte; wenn ich mich recht entsinne, war es Grand Island.

Wir legten zusammen und schickten ein Telegramm an die Stadtbehörden. Darin hieß es, daß fünfundachtzig gesunde, hungrige Landstreicher gegen Mittag eintreffen würden und daß es angebracht wäre, eine Mahlzeit für sie bereit zu halten. Den Behörden blieben zwei Möglichkeiten; entweder sie gaben uns etwas zu essen, oder sie warfen uns ins Gefängnis. Im letzteren Falle hätten sie uns ohnehin ernähren müssen. Sie waren weise genug, sich für eine Mahlzeit zu entscheiden, das war für sie billiger.

Als der Zug mittags in Grand Island einfuhr, saßen wir auf den Wagendächern und baumelten mit den Beinen in der Sonne. Alles, was es an Polizei in dem Nest gab, war in dem Begrüßungskomitee vertreten. Sie verteilten uns schubweise auf die verschiedenen Hotels und Restaurants, wo man Mahlzeiten für uns vorbereitet hatte. Wir waren sechsendreißig Stunden ohne Essen gewesen, und man brauchte uns nicht lange zu nötigen. Dann geleitete man uns wieder zum Bahnhof. Die Polizei hatte die Sache genau durchdacht und veranlaßt, daß der Zug auf uns wartete. Er fuhr langsam an, wir fünfundachtzig verteilten uns auf dem Bahndamm und kletterten die Seitenleitern hoch. Wir ergriffen von dem Zug Besitz.

Diesen Abend blieben wir ohne Abendbrot - die anderen jedenfalls, ich nicht. Es war gerade Abendbrotzeit, der Zug verließ den Bahnhof einer Kleinstadt, als ein Mann genau dort in den Waggon kletterte, wo ich mit drei anderen Tramps Karten spielte. Sein Hemd hatte verdächtige Ausbuchtungen. In der Hand trug er ein verbeultes Litermaß, aus dem es dampfte. Es roch nach »Java«. Ich gab einem der Männer, die zusahen, meine Karten und entschuldigte mich. Dann ließ ich mich am anderen Ende des Waggon, von neidischen Blicken

gefolgt, mit dem Zugestiegenen nie der und bekam von seinem »Java« ab und den Freßpaketen, die er unter seinem Hemd hervorholte. Es war der Schwede.

Gegen zehn Uhr abends erreichten wir Omaha. »Wir müssen von dem Haufen loskommen«, meinte der Schwede.

»In Ordnung«, sagte ich. Als wir in Omaha einfuhren, trafen wir die entsprechenden Vorbereitungen. Aber die Leute von Omaha waren gleichfalls vorbereitet. Der Schwede und ich hingen an den Seitenleitern, um jeden Moment abspringen zu können. Der Zug hielt aber nicht. Auf beiden Seiten des Bahnsteigs standen lange Reihen Polizisten, deren Messingknöpfe und Ordenszeichen im Lampenlicht blitzten. Der Schwede und ich wußten, was uns blühte, wenn wir ihnen in die Arme sprangen. Wir blieben folglich an den Leitern hängen, und der Zug fuhr über den Missouri weiter nach Council Bluffs.

»General« Kelly lagerte mit einer Armee von zweitausend Vagabunden einige Meilen von Chautauqua Park entfernt. Der Trupp, mit dem wir zusammen waren, stellte General Kellys Nachhut dar. Als der Haufe bei Council Bluffs ausgestiegen war, marschierte er zum Lager los. Es wurde eine kalte Nacht mit böigem Wind, und Regenschauer durchnäßten uns. Ein großes Polizeiaufgebot überwachte uns bis hin zum Lager. Der Schwede und ich suchten eine günstige Gelegenheit wegzukommen und hatten auch Glück.

Inzwischen goß es in Strömen. In der Finsternis konnten wir nicht die Hand vor Augen sehen, und wie Blinde tappten wir nach einem Obdach herum. Unser Instinkt leitete uns, denn ziemlich bald stießen wir auf eine Gastwirtschaft - aber sie war nicht geöffnet, auch hatte sie nicht für die Nacht geschlossen. Es war nicht mal ein festes Lokal, sondern ein Ausschank auf Rädern, der also beweglich war. Die Türen waren verschlossen. Wind und Regen fielen über uns her. Wir zögerten nicht lange. Wir traten die Tür ein und waren drin.

An ungastlichen Nachtquartieren habe ich manches erlebt, habe es in teuflischen Großstädten ausgehalten, in Wasserlachen kampiert, unter zwei Decken im Schnee geschlafen, als das Thermometer dreiundzwanzig Grad unter Null zeigte. Und trotzdem möchte ich behaupten, daß ich niemals ein unbequemerer Lager hatte, nie eine elendere Nacht verbrachte als die mit dem Schweden damals in der fahrbaren Kneipe in Council Bluffs. Erstens schwebte das Gebäude gewissermaßen in der Luft und hatte eine Unzahl von Ritzen im Fußboden, durch die der Wind pfiff. Zweitens war die Theke leer; nicht eine einzige Flasche Feuerwasser war aufzutreiben, um uns zu wärmen und unser Elend vergessen zu machen. Wir hatten keine Decken. In unseren nassen Sachen - wir waren naß bis auf die Haut - versuchten wir zu schlafen. Ich rollte mich unter der Theke zusammen

und der Schwede unter dem Tisch. Die Löcher und Spalten im Fußboden machten Schlaf unmöglich, so daß ich nach einer halben Stunde auf die Theke kroch. Wenig später kletterte der Schwede auf seinen Tisch.

Dort lagen wir und zitterten und sehnten den Morgen herbei. Ich weiß noch soviel, daß ich solange zitterte, bis die Muskeln völlig entkräftet waren und irrsinnig schmerzten.

Der Schwede ächzte und stöhnte, klapperte mit den Zähnen und murmelte nur immer: »Nie wieder; nie wieder!« Er sagte das unaufhörlich, mindestens tausendmal, und wenn er eindöste, murmelte er es noch im Schlaf.

Beim ersten Morgengrauen verließen wir unsere Schmerzensstätte. Draußen war dichter, kalter Nebel. Wir humpelten los und fanden die Gleise. Ich wollte nach Omaha zurück und mir ein Frühstück organisieren. Mein Kumpel wollte weiter nach Chicago. Der Augenblick der Trennung war gekommen. Zitternd gaben wir uns die Hand. Wir froren beide erbärmlich. Als wir etwas sagen wollten, konnten wir vor Zähneklappern kein Wort hervorbringen. Da standen wir nun, abgeschnitten von aller Welt. Alles, was wir erkennen konnten, war ein kurzes Stück Schienenstrang, dessen Enden sich im wallenden Nebel verloren.

Wir starrten einander an und drückten uns in stummem Einverständnis die Hand. Das Gesicht des Schweden war blau vor Kälte, und ich muß ähnlich ausgesehen haben.

»Nie wieder, was?« gelang es mir zu stammeln. Der Schwede versuchte etwas zu sagen; dann kam es schwach und von weit her, kaum vernehmbar, aus dem tiefsten Grunde seiner erfrorenen Seele:

»Nie wieder Landstreicher.«

Er machte eine Pause und bekräftigte dann seinen Entschluß, wobei seine Stimme stärker und rauher wurde:

»Nie wieder Landstreicher. Ich such mir Arbeit. Solltest du auch lieber tun. Von solchen Nächten holt man sich Rheumatismus.«

Er drückte mir die Hand.

»Mach's gut, Kumpel«, sagte er.

»Mach's gut, Kumpel«, sagte ich. Gleich darauf hatte jeden von uns der Nebel verschluckt. Wir trafen uns nie wieder. Auf gute Gesundheit, alter Schwede, wo immer du auch steckst! Hoffentlich hast du Arbeit gefunden.

Junge Füchse und Greenhorns

In Zeitungen, Zeitschriften und biographischen Nachschlagewerken stoße ich immer auf Abrisse meines Lebens, in denen es in eleganten Wendungen heißt, daß ich Landstreicher wurde, um soziologische Studien zu betreiben. Diese Darstellung der Biographen ist gewiß nett und rücksichtsvoll, nur ist sie leider ungenau. Ich wurde Landstreicher einfach aus meiner überschäumenden Lebenskraft heraus, wegen der Wanderlust in meinem Blute, die mir keine Ruhe ließ. Das soziologische Interesse ergab sich mehr zufällig; es kam erst danach, so, wie man ja auch erst ins Wasser fallen muß, um bis auf die Haut naß zu werden.

Ich wurde zum Tramp, weil ich nicht anders konnte, weil ich das Fahrgeld für Reisen mit der Bahn nicht in der Tasche hatte, weil ich - so gebaut war, daß ich nicht mein ganzes Leben auf »ein und demselben Gleis« arbeiten konnte, weil - na, weil es einfach leichter war, es zu tun, als es zu lassen.

Es fing in meiner Heimatstadt Oakland an, als ich sechzehn Jahre alt war. Ich genoß damals einen tollen Ruf in dem Kreis von Abenteurern, die ich mir ausgesucht hatte und unter denen ich »Prinz der Austernräuber« hieß. Es stimmt allerdings, daß ich außerhalb meines engsten Freundeskreises, von den ehrbaren Seeleuten an der Bucht, den Schauerleuten, Jachtbesitzern und rechtmäßigen Eigentümern der Austernbänke mit Ausdrücken wie Bandit, Strolch, Spitzbube, Dieb, Räuber belegt wurde und etlichen anderen, die auch nicht schön waren. Doch faßten wir das nur als Kompliment auf, und es erhöhte die respektheischende Stellung noch, die ich innehatte. Damals kannte ich »Das verlorene Paradies« noch nicht, und als ich später Miltons Verse »Besser in der Hölle herrschen, als im Himmel dienen« las, war ich voll und ganz davon überzeugt, daß große Geister die gleichen Gedanken bewegen.

Gerade zu jener Zeit bescherte mir eine zufällige Verkettung von Umständen mein erstes Abenteuer auf der Schienenstraße. Damals war gerade nichts los im Austerngeschäft; in Benicia, vierzig Meilen entfernt, wollte ich mir ein paar Decken beschaffen, und in Port Costa, ein paar Meilen von Benicia, lag ein gestohlenes Boot vor Anker, das der Konstabler in Verwahrung genommen hatte. Dieses Boot gehörte aber einem meiner Freunde, Dinny McCrea hieß er. Whisky-Bob, ein anderer Freund von mir, hatte es gestohlen und in Port Costa gelassen. (Armer Whisky-Bob! Vergangenen Winter wurde er tot am Strand

gefunden; wer ihn so mit Schüssen durchlöchert hatte, weiß keiner.) Ich war kurze Zeit vorher oben vom Fluß heruntergekommen und hatte Dinny McCrea berichtet, wo sein Boot lag; er hatte mir auf der Stelle zehn Dollar versprochen, wenn ich es ihm nach Oakland schaffte.

Die Langeweile brachte mich bald um. Ich saß auf der Hafenmauer und besprach die Sache mit Nickey, dem Griechen, einem anderen beschäftigungslosen Austernräuber. »Komm, mach mit«, sagte ich, und Nickey war bereit dazu. Er war völlig blank. Ich besaß fünfzig Cent und eine kleine Jolle. Das Geld investierte ich in Zwieback, Corned Beef-Büchsen und einer Flasche französischen Mostrich (wir waren damals wild auf französischen Mostrich) und lud alles in die Jolle. Spät am Nachmittag hißten wir unser Sprietsegel und legten ab. Wir segelten die ganze Nacht hindurch, und am nächsten Morgen kamen wir mit der ersten herrlichen Flut und prächtigem Wind im Rücken in flotter Fahrt die Carquinez-Straße hinauf nach Port Costa. Dort lag das gestohlene Boot, keine fünfundzwanzig Fuß vom Kai entfernt. Wir gingen längsseits und fierten unser kleines Sprietsegel. Ich schickte Nickey nach vorn, um den Anker zu hieven, während ich anfang die Seisinge loszumachen.

Da kam ein Mann auf den Kai gerannt und rief uns an. Es war der Konstabler. Mir fiel plötzlich ein, daß ich vergessen hatte, mir von Dinny McCrea eine schriftliche Vollmacht für das Boot geben zu lassen. Ich wußte auch, daß der Konstabler mindestens fünfundzwanzig Dollar an Gebühren erheben wollte, weil er das Boot von Whisky-Bob beschlagnahmt und es dann sichergestellt hatte. Meine letzten fünfzig Cent waren für Corned Beef und französischen Mostrich draufgegangen, und als Belohnung waren sowieso nur zehn Dollar ausgesetzt. Ich warf Nickey einen schnellen Blick zu. Er quälte sich mit dem Anker ab, den er schon halb hochgezogen hatte. »Flottmachen«, flüsterte ich ihm zu, drehte mich um und schrie etwas zum Konstabler hinüber. Er und ich redeten jetzt gleichzeitig, und unsere ausgesprochenen Gedanken stießen in der Luft zusammen und vermengten sich zu einem Wortsalat.

Der Konstabler wurde energischer, und ich mußte ihm zuhören. Nickey hievte den Anker, daß ich dachte, ihm würden die Adern platzen. Als der Konstabler mit seinen Drohungen und Warnungen fertig war, fragte ich ihn, wer er überhaupt sei. In der Zeit, die er brauchte, um das zu erklären, schaffte es Nickey, den Anker hochzuhieven. Blitzschnell überdachte ich die Lage. Zu Füßen des Konstablers ging eine Leiter von der Hafenmauer ins Wasser, und an der Leiter war ein Ruderboot festgemacht. Die Riemen lagen darin. Aber es war mit einem Vorhängeschloß gesichert. Ich setzte alles auf das Schloß. Ich fühlte die Brise in meinem Gesicht, sah die

heranrollende Flut, blickte auf die Seisinge, die noch das Segel hielten, sah rasch an den Fallen entlang zu den Blöcken hoch und wußte, daß alles klar war. Dann ließ ich jede Verstellung sein.

»Ab jetzt!« rief ich Nickey zu und sprang an die Seisinge, machte sie los und dankte dem Himmel, daß Whisky-Bob sie bloß mit einfachen und nicht mit Doppelknoten befestigt hatte.

Der Konstabler war die Leiter heruntergeglitten und fummelte mit einem Schlüssel am Vorhängeschloß. Der Anker kam an Bord, und die letzte Seising wurde in dem Moment gelöst, als der Konstabler sein Ruderboot klar hatte und an die Riemen sprang.

»Piekfall!« kommandierte ich und machte gleichzeitig die Klaufall los. Das Segel ging hoch. Ich machte fest und lief nach achtern ans Ruder.

»Leg aus!« rief ich Nickey an der Piek zu. Der Konstabler faßte eben nach unserem Heck. Da fuhr ein Windstoß in unser Segel, und wir schossen davon. Es war einfach großartig. Hätte ich eine schwarze Flagge gehabt, hätte ich sie im Triumph gehißt. Der Konstabler stand in seinem Boot auf und tobte, daß der strahlend helle Tag gegen die grelle Bildhaftigkeit seiner Flüche verblaßte. Er jammerte sogar, daß er keinen Revolver bei sich habe. Ihr seht, auch dieses Risiko hatten wir auf uns genommen.

Uns war's egal, wir stahlen das Boot ja nicht. Es gehörte auch nicht dem Konstabler. Wir stahlen bloß seine Gebühren, was seine spezielle Art von Nebeneinnahmen war. Und die Gebühren stahlen wir nicht mal für uns, wir stahlen sie für meinen Freund Dinny McCrea.

Benicia war in wenigen Minuten erreicht, und ein paar Minuten später hatte ich auch meine Decken an Bord. Ich bugsierte das Boot zum hinteren Ende des Dampferkais, von wo wir beizeiten jeden ausmachen konnten, der uns etwa verfolgte. Man konnte nie wissen. Es hätte dem Konstabler von Port Costa ja einfallen können, mit seinem Kollegen in Benicia zu telefonieren. Nickey und ich hielten Kriegsrat. Wir lagen auf Deck in der warmen Sonne, die frische Brise wehte uns um die Ohren, die Flut strömte, sich kräuselnd und Wirbel bildend, an uns vorbei. Nach Oakland zurückzufahren war bis zum Nachmittag, bevor die Ebbe einsetzte, unmöglich. Wir überlegten uns auch, daß der Konstabler ein Auge auf die Carquinez-Straße haben würde, wenn die Ebbe kam. Uns blieb also nichts weiter übrig, als auf die nächste Ebbe um zwei Uhr nachts zu warten, dann konnten wir an dem Zerberus in der Dunkelheit vorbeischlüpfen.

So lagen wir also auf dem Deck, rauchten Zigaretten und freuten uns des Lebens.

Ich spuckte über Bord und schätzte die Geschwindigkeit der Strömung.

»Bei dem Wind würden wir mit dieser Flut bis Rio Vista kommen«, sagte ich.

»Und die Obsternte ist im vollen Gange am Fluß«, meinte Nickey.

»Und der Fluß hat Niedrigwasser«, fügte ich hinzu. »Jetzt ist die beste Zeit im ganzen Jahr, bis nach Sacramento zu segeln.«

Wir richteten uns auf und sahen einander an. Der prachtvolle Westwind berauschte uns wie Wein. Wir spuckten beide über Bord und schätzten die Strömung. Ich möchte behaupten, daß die Flut und der günstige Wind schuld waren. Sie reizten unseren Seemannsinstinkt. Wären sie nicht gewesen, wäre die ganze Kette von Ereignissen zerbrochen, die mich auf die Schienenstraße brachte.

Wir sagten kein Wort, warfen die Leinen los und setzten Segel. Unsere Abenteuer den Sacramento-River hinauf gehören nicht in diese Erzählung. Wir gelangten schließlich zur Stadt Sacramento und machten an einem Kai fest. Das Wasser war herrlich, und wir verbrachten die meiste Zeit mit Schwimmen. Auf der Sandbank oberhalb der Eisenbahnbrücke mischten wir uns in eine Gruppe Jungen, die auch dort badeten. Wenn wir aus dem Wasser kamen, lagen wir am Ufer und unterhielten uns. Sie sprachen ganz anders als die Jungen, mit denen ich mich bisher herumgetrieben hatte. Sie redeten in einem Jargon, der mir neu war. »Junge Bahn-Füchse« waren das, und mit jedem Wort, das sie sagten, packte mich immer unwiderstehlicher die Lust zum Vagabundenleben.

»Als ich unten in Alabama war«, fing zum Beispiel einer an, oder ein anderer sagte: »Wir kamen gerade auf der C & A* aus Kansas City«, worauf ein dritter einfiel: »Auf der C & A haben die Blindplattformen keine Trittbretter.« Ich lag schweigend im Sand und lauschte. »Das war in einer Kleinstadt in Ohio auf der Seen-und-Michigan-Süd-Bahn«, fing wieder einer an, und ein anderer fragte: »Seid ihr schon mal auf dem Kanonenkugel-Express auf der Wabash-Linie gefahren?« Und wieder ein anderer meinte: »Das nicht, aber ich hab schon mal den ›Weißen Postzug‹ von Chigaco aus geentert.« »Was wißt ihr schon vom Schwarzfahren - wartet mal, bis ihr auf die Pennsylvania-Bahn kommt, vier Gleise hat die, keine Wassertanks, die nehmen Wasser im Vorbeifahren auf, da muß man sich ranhalten!« »Die Nord-Pazifik ist jetzt ganz mies.« »Die Salinas-Strecke ist völlig auf den Hund gekommen, die Polente ist da vielleicht eklig.« »Mich haben sie mal in El Paso geschnappt zusammen mit Neger-Fuchs.« »Weil wir gerade von Freßpaketen reden, wenn ihr mal in das Franzosengebiet um Montreal kommt, werdet ihr euer blaues Wunder erleben - kein Wort Englisch -, ihr sagt das ›Mangjee, Madame,

* Chicago-and-Alton-Railroad

mangjee, nix spreken de Frangsa« und reibt euch den Magen und seht hungrig aus, und sie gibt euch 'ne Scheibe Schweinebauch und 'n Kanten trocken Brot.«

Und immer noch lag ich im Sand und lauschte. Verglichen mit den Erlebnissen dieser Abenteurer waren meine Austernräubereien lächerlicher Kinderkram. Mit jedem Wort, das ich hörte, rief mich eine neue Welt. Worte wie Waggongestell und Bremsstange, Blindplattform und Seitentür-Pullman, Polente und Bremser, Kampieren und Fressalien, geschnappt werden und 'ne Biene machen, starker Arm und Bündelstromer, junger Fuchs und Profi rochen nach Abenteuer. Um so besser, ich wollte diese neue Welt kennenlernen. Ich verglich mich im stillen mit diesen Bahn-Füchsen. Ich war genauso kräftig wie irgendeiner von ihnen, genauso flink, genauso behetzt, und mein Kopf war genausogut.

Nach dem Baden zogen sie sich an und gingen, als es Abend wurde, in die Stadt. Ich ging mit ihnen. Die Jungen Füchse begannen die »Promenade« nach »milden Gaben« abzuklappern, das heißt, sie bettelten auf der Hauptstraße um Geld. Ich hatte nie in meinem Leben gebettelt, und das fiel mir auch am schwersten, als ich zum erstenmal als Tramp unterwegs war. Ich hatte komische Vorstellungen vom Betteln. Bis dahin hatte ich die Ansicht vertreten, daß es edler sei zu stehlen als zu betteln, und daß Raub noch edler sei, weil das Risiko größer und das Strafmaß dementsprechend höher war. Als Austernräuber hatte ich bereits so viele Gefängnisstrafen riskiert, daß ich an die tausend Jahre in Zuchthäusern hätte verbringen müssen, wollte ich sie alle absitzen. Rauben erschien mir männlich. Betteln war etwas Gemeines und Verächtliches. Doch in der dann folgenden Zeit entwickelte ich mich auch in dieser Beziehung rasch - so gut sogar, daß ich schließlich die Bettelei als reinen Jux ansah, als einen Sport, der Geistesgegenwart, Verstand und Nerven auf die Probe stellte.

An jenem ersten Abend war ich jedenfalls noch nicht soweit, infolgedessen hatte ich nichts, als die »Füchse« schon loszogen, um in einem Restaurant etwas zu essen. Ich war völlig blank. »Mond-Fuchs«, glaube ich, war's, gab mir so viel, wie das Essen kostete, und wir aßen alle gemeinsam. Doch während wir aßen, dachte ich nach. Der Hehler ist so schlecht, sagt man, wie der Stehler. Mond-Fuchs hatte gebettelt, und ich profitierte davon. Ich schloß, daß der Hehler sogar ein ganzes Ende schlechter sei als der Stehler, und nahm mir vor, daß das nicht noch mal passieren sollte. Und es kam auch wirklich nicht wieder vor. Am nächsten Tag zog ich los und machte meine Sache so gut wie die anderen.

Nickey, der Grieche, spürte keine Neigung zum Vagabundenleben. Ihm lag auch nicht das Fechten, er brachte sich daher eines Nachts auf

einem Schleppkahn unter und fuhr stromabwärts nach San Francisco. Ich habe ihn erst vor einer Woche bei einem Boxkampf wiedergetroffen. Er hatte es zu etwas gebracht. Er saß in einer Ehrenloge am Ring und hielt große Stücke auf sich. Im Provinzsport ist er auf seine Art sogar ein As.

»Kein Fuchs ist ein Bahn-Fuchs, bevor er nicht über die ›Hügel‹ gefahren ist« - das sei nun mal das Gesetz für Tramps, wurde mir in Sacramento dargelegt. Mir recht, ich würde über die Hügel gehen und mich in die Zunft einschreiben. Die »Hügel« waren, nebenbei bemerkt, die Sierra Nevada. Die ganze Bande wollte über die Hügel gehen, nur zum Spaß, und ich sollte natürlich mit. Auch für »Franzosen-Fuchs« war es das erste Abenteuer als Tramp. Er war eben erst seiner Familie in San Francisco ausgerückt. Wir beide mußten jetzt unsere Feuertaufe bestehen. Nebenbei möchte ich noch erwähnen, daß mein Prinzentitel hin war, statt dessen hatte ich einen Decknamen weg. »Matrosen-Fuchs« hieß ich jetzt und später »Frisco-Fuchs«, als die Rockies zwischen mir und meinem Heimatstaat lagen.

Abends um 10.20 Uhr fuhr der Central-Pacific-Expreß vom Bahnhof in Sacramento in Richtung Osten ab. Diese Einzelheit des Fahrplans bleibt meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Unsere Clique bestand aus etwa einem Dutzend. Wir verteilten uns im Dunkeln vor dem Zug und waren bereit, ihn zu entern. Alle Jungen Füchse des Ortes, die wir kannten, waren gekommen, um uns zu verabschieden oder, wenn möglich, zu »schmeißen«. Sie hatten sich das als Spaß ausgedacht, und sie waren auch bloß vierzig Mann hoch, um das zuwege zu bringen. Ihr Anführer war ein hartgesottener Bahn-Fuchs, Bob mit Namen. Er war in Sacramento zu Hause, aber schon kreuz und quer durch die Staaten gefahren. Er nahm Franzosen-Fuchs und mich beiseite und gab uns etwa folgenden Tip: »Ihr wißt doch, wir wollen eure Clique schmeißen. Ihr beide habt noch keine Übung. Die anderen werden schon sehen, wie sie durchkommen. Sobald ihr beiden eine Blindplattform erwischt, gleich rauf aufs Deck. Und bleibt oben, bis ihr Roseville Junction hinter euch habt, in dem Nest ist die Polizei eklig; lochen jeden ein, den sie sehen.«

Die Lokomotive pffif, und der Expreß setzte sich in Bewegung. Der Zug hatte drei Blindplattformen - die Platz für uns alle boten. Das Dutzend von uns, das aufspringen wollte, wäre lieber in aller Stille zugestiegen, aber unsere vierzig Freunde drängten sich am Bahndamm, machten unverschämten Lärm und verkündeten lauthals unser Vorhaben. Ich folgte Bobs Rat und enterte unverzüglich das Deck, d. h. stieg auf das Dach eines der Gepäckwagen. Dort legte ich mich auf den Bauch, das Herz schlug mir bis zum Halse, und hörte mir den Radau an. Das gesamte Zugpersonal war vorn und schmiß

kurzerhand alles runter. Nachdem der Zug eine halbe Meile gefahren war, hielt er an; das Personal kam wieder nach vorn und warf die letzten Überlebenden herunter. Ich hatte mich als einziger auf dem Zug gehalten.

Auf dem Bahnhof jedoch mit zwei oder drei der Clique um sich, die Zeugen des Unfalls waren, lag Franzosen-Fuchs: Ihm waren beide Beine abgefahren. Er war ausgerutscht oder gestolpert - mehr war nicht passiert, und die Räder hatten das übrige besorgt. Das war der Beginn meiner Fahrten als Tramp. Erst nach zwei Jahren traf ich Franzosen-Fuchs wieder und besah mir seine Stümpfe. Das verlangte einfach der Anstand, Krüppel haben es immer gern, wenn man sich ihre Stümpfe besieht. Zu den unterhaltsamen Begebenheiten auf der Walze gehört es, zwei Krüppel zu beobachten, die sich treffen. Ihr Gebrechen liefert ihnen ergiebigen Gesprächsstoff. Sie erzählen sich, wie es dazu kam, beschreiben, was sie von der Amputation wissen, bekritteln das Können der operierenden Ärzte, ziehen sich schließlich in eine Ecke zurück, nehmen Bandagen und Verbände ab und vergleichen die Stümpfe.

Ich erfuhr aber erst einige Tage später vom Unfall des Franzosen-Fuchs, als die Clique mich in Nevada einholte. Die ganze Bande kam übrigens auch in völlig ramponiertem Zustand an. Sie hatten ein Eisenbahnunglück unter den Schneedächern durchgemacht; Glücks-Joe ging an Krücken mit zwei lädierten Beinen, und die anderen hatten Hautabschürfungen und Quetschungen.

Als ich auf dem Waggondach lag, versuchte ich mich zu erinnern, ob Roseville Junction, das Nest, vor dem mich Bob gewarnt hatte, die erste Station oder die zweite war. Um sicherzugehen, wollte ich erst nach der zweiten Station auf die Blindplattform herunterklettern. Und auch dann stieg ich nicht herunter. Ich kannte das Spiel noch nicht, und ich fühlte mich sicherer, wo ich war. Aber ich habe dem Haufen nie erzählt, daß ich die ganze Nacht auf Deck blieb, quer über die Sierra, durch Schneedächer und Tunnels, und dann hinunter bis Truckee auf der anderen Seite des Gebirges, wo ich früh um sieben ankam. Sich so zu benehmen war eine Schande, und ich wäre von allen ausgelacht worden. Ich gestehe hier zum erstenmal die Wahrheit über jene erste Fahrt über die Hügel. Der Haufe stellte jedenfalls fest, daß ich ein Pfundskerl sei, und als ich über die Hügel nach Sacramento zurückkam, wurde ich als ordentlicher Bahn-Fuchs akzeptiert.

Ich hatte noch viel zu lernen. Bob war mein Lehrmeister, und er kannte sich aus. Ich erinnere mich noch an einen Abend (in Sacramento war gerade Jahrmarkt, und wir strolchten herum und amüsierten uns), als ich bei einem Handgemenge meinen Hut verlor. Da stand ich nun ohne Hut auf der Straße, und Bob mußte mir helfen.

Er nahm mich beiseite und erklärte mir, was zu tun war. Mir war ein bißchen komisch zumute bei seinem Rat; denn ich war eben erst aus dem Kittchen gekommen, wo ich drei Tage gesessen hatte, und es war klar, wenn die Polizei mich wieder schnappte, würde ich ganz schön was aufgebrummt bekommen. Ich konnte mir aber auch nicht anmerken lassen, daß ich Angst hatte. Ich war über die Hügel gefahren, trieb mich als ausgewachsener Bahn-Fuchs mit der Clique herum, also mußte ich auch jetzt meinen Mann stehen. Ich richtete mich nach Bobs Hinweisen, und er kam mit, um zu sehen, wie ich Ding drehte.

Wir bezogen in der K-Straße, ich denke an der Ecke zur Fünften, Posten. Es war früh am Abend, und die Straße war belebt. Bob betrachtete eingehend die Kopfbedeckung jedes Chinesen, der vorbeiging. Ich hatte mich schon immer gewundert, wie die Bahn-Füchse es alle fertigbrachten, Fünf-Dollar-Stetson-Hüte mit steifer Krempe zu tragen; jetzt ging mir ein Licht auf. Sie besorgten sie sich genauso, wie ich mir meinen besorgen sollte, von den Chinesen. Ich war nervös, weil so viele Leute unterwegs waren. Doch Bob war kalt wie ein Eisberg. Mehrere Male hatte ich schon Mut gefaßt und wollte auf einen Chinesen zugehen, doch Bob zog mich immer wieder zurück. Er wollte, daß ich einen guten Hut kriegte, und einen, der mir paßte. Entweder kam ein Hut vorbei, der die richtige Weite hatte, aber nicht neu war, oder es kam einer - nach einem Dutzend unmöglicher Hüte - der neu war, aber nicht die richtige Weite hatte; dann war die Krempe zu breit oder nicht breit genug. Meine Güte, Bob war vielleicht wählerisch. Ich war schließlich schon so fertig, daß ich den ersten besten »Deckel« geklaut hätte.

Schließlich kam der Hut, der einzige Hut in Sacramento, den ich tragen konnte. Ich wußte, daß das der Haupttreffer war, sobald ich ihn nur sah. Ich blickte Bob an. Der hielt rasch in allen Richtungen nach der Polizei Ausschau und nickte dann. Ich nahm dem Chinesen den Hut vom Kopf und stülpte ihn mir auf. Er paßte fabelhaft. Dann rannte ich los. Ich hörte Bob rufen und sah noch, wie er dem aufgebrachten Mann den Weg vertrat und ihm ein Bein stellte. Ich rannte weiter, bog um die nächste Ecke und gleich noch einmal um die Ecke. Diese Straße war nicht so belebt wie die K-Straße. Dann spazierte ich in aller Ruhe weiter, schöpfte tief Luft und beglückwünschte mich zu meinem Hut und meiner gelungenen Flucht.

Und dann kam plötzlich hinter mir der barhäuptige Chineser um die Ecke. Ein paar andere Chinesen folgten ihm, und hinter ihnen kamen noch weitere Männer und Jungen. Ich rannte zur nächsten Ecke, überquerte mit einem Satz die Straße und sauste nochmal um die Ecke. Dann meinte ich, daß ich ihn bestimmt abgehängt hätte, und ging

wieder langsam. Aber wieder bog gleich hinter mir der hartnäckige Chinese um die Ecke. Es war wie in der bekannten Geschichte vom Hasen und vom Swinegel. Er konnte nicht so schnell laufen wie ich, aber er war immer da; er trittete mit watschelndem Gang und in einem Tempo, das einen täuschte, hinterher, verschwendete allerdings ziemlich viel Puste durch lautstarke Verwünschungen. Er rief ganz Sacramento zum Zeugen der Schmach an, die ihm angetan worden sei, und ein nicht geringer Teil der Bevölkerung von Sacramento hörte ihn und heftete sich an seine Fersen. Ich lief wie ein Hase, und doch kriegte mich der hartnäckige Mensch, hinter dem die Meute anwuchs, immer wieder ein. Als sich aber schließlich auch ein Polizist seinem Gefolge anschloß, drehte ich auf, was ich konnte. Ich schlug Haken und Bogen und könnte schwören, daß ich mindestens um zwanzig Häuserblöcke rannte. Ich bekam den Chinesen dann nie wieder zu Gesicht. Der Hut war einfach Klasse, ein funkelnagelneuer Stetson, frisch aus dem Laden. Der ganze Haufe beneidete mich darum. Außerdem war er auch das Abzeichen, daß ich meine Bewährungsprobe bestanden hatte. Ich habe ihn über ein Jahr getragen.

Bahn-Füchse sind nette, liebe Kerlchen - wenn man ihnen allein begegnet und sie einem erzählen, »wie alles gekommen ist«. Aber ich kann nur jeden vor ihnen warnen, wenn sie in einer Meute beisammen sind. Dann sind sie Wölfe, und wie Wölfe sind sie in der Lage, den stärksten Mann niederzureißen. Bei solchen Gelegenheiten kennen sie keine Furcht. Sie können sich auf einen Mann stürzen und mit jeder Faser ihrer drahtigen Körper an ihn klammern, bis er auf der Erde liegt und hilflos ist. Ich habe sie mehr als einmal dabei beobachtet und weiß, was ich sage. Meist wollen sie ihn ausrauben. Vor dem Trick mit dem »starken Arm« muß man sich besonders hüten. Jeder Fuchs in der Meute, in der ich war, kannte diesen Trick. Selbst Franzosen-Fuchs brachte ihn, ehe er die Beine verlor.

Ich denke da immer noch lebhaft an eine Sache, die ich mal bei den Weiden erlebte. Die Weiden waren eine Baumgruppe auf einem Stück Brachland in der Nähe vom Bahnhof und kaum mehr fünf Minuten Fußweg von der Innenstadt von Sacramento entfernt. Es ist Nacht, und die Szene wird nur vom schwachen Schimmer der Sterne erleuchtet.

Ich sehe einen großen kräftigen Arbeiter mitten in einer Meute Bahn-Füchse. Er ist wütend und flucht, aber ist nicht die Spur bange, weil er auf seine Kraft vertraut. Er muß an die hundertachtzig Pfund wiegen und stahlharte Muskeln haben, aber er hat keine Ahnung, was ihm blüht. Die Füchse knurren, das hört sich gar nicht gut an, von allen Seiten stürzen sie auf ihn zu, er schlägt um sich und dreht sich wie ein Wirbelwind. Barbier-Fuchs steht neben mir. Als der Mann

herumwirbelt, springt er vor und wendet seinen Trick an. Er drückt dem Mann das Knie in den Rücken, schlingt ihm den rechten Arm von hinten um den Hals, wobei der Handknöchel gegen die Halsschlagader gepreßt wird. Barbier-Fuchs wirft sich mit seinem ganzen Gewicht hintenüber. Der Griff hat eine gewaltige Hebelwirkung. Außerdem wird dem Mann die Luft abgedrückt. Das ist der »starke Arm«.

Der Mann leistet Widerstand, ist aber praktisch hilflos. Die Bahn-Füchse haben ihn von allen Seiten gepackt, umklammern Arme, Beine und Körper, und wie ein Wolf an der Kehle des Elchs hängt Barbier-Fuchs an seinem Opfer und reißt es dann um. Der Mann kippt über und fällt unter den Haufen. Barbier-Fuchs ändert seine Stellung, läßt aber nicht einen Moment los. Während einige Füchse das Opfer durchsuchen, halten andere ihm die Beine fest, damit er nicht stoßen und um sich treten kann. Sie nutzen die Gelegenheit und nehmen dem Mann auch die Schuhe ab. Er hat den Kampf aufgegeben und gibt sich geschlagen. Mit dem starken Arm an der Kehle bekommt er auch kaum Luft. Er gibt gräßliche Erstickungslaute von sich, die Füchse sputen sich. Sie haben nicht die Absicht, ihn umzubringen. Jetzt sind sie fertig. Auf ein Kommando lassen sie ihn alle los und verstreuen sich. Einer läßt die Schuhe mitgehen, er weiß, wo er einen halben Dollar dafür kriegt. Der Mann setzt sich auf und blickt benommen und hilflos um sich. Selbst wenn er wollte, wäre es aussichtslos, sie im Dunkeln barfuß zu verfolgen. Ich bleibe noch einen Augenblick zurück und beobachte ihn. Er fühlt den Hals ab, räuspert sich trocken und rauh und dreht den Kopf ganz komisch hin und her, als ob er sich vergewissern wollte, daß der Hals nicht ausgerenkt ist. Dann schleiche ich mich fort und bin bald wieder bei der Bande, der Mann ist nicht mehr zu sehen, und doch werde ich immer das Bild vor Augen haben, wie er unter dem Sternenhimmel reichlich benommen, ein bißchen erschreckt und völlig zerzaust dasitzt und sonderbar ruckartige Bewegungen mit Kopf und Hals macht.

Betrunkene sind eine besonders beliebte Beute für Bahn-Füchse. Einen Betrunkenen ausrauben, nennen sie »Leichen fleddern«. Wo sie auch sind, immer halten sie Ausschau nach Betrunkenen. Auf Betrunkene sind sie eben aus, wie eine Spinne auf Fliegen aus ist. Das Leichenfleddern ist oft eine vergnügliche Angelegenheit, besonders wenn die Schnapsleiche völlig blau ist und wenn ihnen keiner in die Quere kommen kann. Zuerst nehmen sie dem Betroffenen Geld und sonstige Wertsachen ab; dann setzen sich die Füchse um ihr Opfer wie zum Palaver. Ein Fuchs findet zum Beispiel am Schlips des Betrunkenen Gefallen. Gleich wird er abgebunden. Ein anderer Fuchs ist auf Unterwäsche aus. Schon wird sie ihm ausgezogen, mit einem Messer werden Ärmel und Beinlinge rasch auf die gewünschte Länge

gebracht. Erwachsenen Tramps, mit denen sie sich gutstehen, bieten sie dann vielleicht an, Jacke und Hose zu nehmen, die den Füchsen zu groß sind. Schließlich machen sie sich davon und lassen die »Leiche« neben ihren abgelegten Lumpen liegen.

Ein anderes Bild steht mir noch vor Augen. Die Nacht ist dunkel. Unsere Bande kommt in einer Vorstadt den Bürgersteig entlang. Vor uns sehen wir beim Schein einer Straßenlaterne einen Mann schräg über die Straße gehen. Sein Schritt ist irgendwie zögernd und tastend. Die Füchse wittern sofort, was los ist. Der Mann ist betrunken. Er stolpert über den gegenüberliegenden Bürgersteig und verschwindet im Dunkeln, weil er sich den Weg über ein unbebautes Grundstück abkürzen will. Es ertönt kein Jagdgeheul, doch die Meute nimmt sofort die Verfolgung auf. Mitten auf dem unbebauten Grundstück stellen sie ihn. Aber was ist denn das? Man hört es knurren, seltsame Gestalten, klein, undeutlich und drohend, stehen plötzlich zwischen der Clique und ihrer Beute.

Es ist ein anderes Rudel Füchse, und in der feindseligen kurzen Stille, die eintritt, erfahren wir, daß er ihr Opfer ist, daß sie ihn schon ein Dutzend Häuserblocks lang verfolgt haben und daß wir uns nicht einmischen sollen. Doch hier herrschen die Gesetze der Urzeit. Diese Füchse sind erst Welpen. (Ich glaube nicht, daß einer von ihnen älter als zwölf oder dreizehn ist. Später kam ich mit einigen von ihnen zusammen und erfuhr, daß sie eben erst über die Hügel gekommen waren und daß sie aus Denver und Salt Lake City stammten.) Unsere ganze Meute stürzt vor. Die Welpen quieken und kreischen und kämpfen wie kleine Teufel. Rings um den Betrunkenen tobt die Schlacht, deren Preis er ist. In dem Gewühl kommt er zu Fall, und der Kampf wogt um und auf seinem Leib wie der Kampf zwischen Griechen und Trojanern um Leichnam und Rüstung eines gefallenen Helden.

Unter Geschrei und Tränen und Wimmern werden die Welpen endlich vertrieben, und meine Meute fleddert die Leiche. Aber ich werde immer an den armen Kerl denken müssen - wie verduzt er in seinem benebelten Zustand war, als plötzlich die Schlacht auf dem freien Grundstück losbrach. Ich sehe ihn noch vor mir, wenn er in der Dunkelheit auch nur undeutlich zu erkennen war, sehe, wie er in fassungsloser Verwunderung hin und her schwankt, wie der Mann mitten in dem vielschichtigen Haufen, dessen Wesen ihm nicht klar wurde, gutmütig versucht, die Rolle des Friedensstifters auszuüben, und wie er dann wirklich beleidigt aussah, als er, der absolut unbeteiligt war, von vielen Händen gepackt und mitten in dem Durcheinander zu Boden gezerzt wurde.

»Bündelstromer« sind auch eine beliebte Beute der Bahn-Füchse.

Ein Bündelstromer ist ein Tramp, der arbeitet. Den Namen hat er von der Rolle Decken, die er bei sich trägt, und die als »Bündel« bezeichnet wird. Da er arbeiten geht, wird angenommen, daß er meist Kleingeld bei sich hat, und auf dieses Kleingeld sind die Bahn-Füchse aus. Die besten Jagdgründe, wenn es gilt, Bündelstromer zu finden, sind Schuppen, Scheunen, Holzplätze, Rangierbahnhöfe und ähnliche am Rande der Städte gelegene Lokalitäten, und gejagt wird nachts, wenn die Bündelstromer diese Stellen aufsuchen, um sich in ihre Decken zu rollen und zu schlafen.

Greenhorns haben von den Bahn-Füchsen auch einiges zu erleiden. In der gewöhnlichen Umgangssprache sagt man zu ihnen Grünschnäbel, Chechaquos, Neulinge oder junge Dachse.

Ein Greenhorn ist ein Neuling auf der Bahn, der bereits ein erwachsener Mann ist oder wenigstens ein erwachsener junger Bursche. Ein Junge, der Tramp wird, und sei er noch so grün, ist dagegen nie ein Greenhorn; er ist ein Bahn-Fuchs oder ein Trampküken, und wenn er mit einem »Profi« zusammen fährt, nennt man ihn »Profischnalle«. Ich war nie »Profischnalle«; denn ich hielt nichts davon, mich bevormunden zu lassen. Ich war zuerst ein Bahn-Fuchs und wurde dann ein Profi. Weil ich schon als Halbwüchsiger anfang, habe ich praktisch meine Lehrzeit als Frischling übersprungen. Als ich meinen Decknamen »Frisco-Fuchs« gegen »Matrosen-Jack« auswechselte, hatte ich für kurze Zeit gegen den Verdacht anzugehen, ich sei ein Greenhorn. Aber sobald mich diejenigen, die mich verdächtigten, näher kennenlernten, korrigierten sie rasch ihre Meinung. Binnen kurzem nahm ich all die unverwechselbaren Allüren und Kennzeichen des waschechten Profi an. Und ich möchte mit allem Nachdruck hervorheben, daß die Profis die Aristokraten der Schienenstraße sind. Sie sind die Herren und Meister, die Zupackenden, der Uradel, die blonden Bestien, die Nietzsche so schätzte.

Als ich von Nevada über die Hügel zurückkam, stellte ich fest, daß irgendein Flußräuber Dinny McCreas Boot gestohlen hatte. (Es ist komisch, ich kann mich aber absolut nicht mehr daran erinnern, was aus der Jolle wurde, in der Nickey, der Grieche, und ich von Oakland nach Port Costa segelten. Ich weiß, daß der Konstabler sie nicht kriegte, und ich weiß, daß wir damit nicht den Sacramento hinauffuhren, aber mehr auch nicht.) Weil Dinny McCreas Boot verschwunden war, blieb mir nichts weiter übrig, als ein Tramp der Schienenstraße zu werden. Und als ich genug von Sacramento hatte, nahm ich von der Bande Abschied (die in ihrer freundlichen Art mich von einem Güterzug zu schmeißen suchte, als ich die Stadt verließ) und unternahm eine Spazierfahrt das Tal des San Joaquin hinab. Die

Schienenstraße hatte mich gepackt und wollte mich nicht mehr loslassen. Und später, als ich zur See gefahren war und mich an diesem und jenem versucht hatte, kehrte ich wieder zur Schienenstraße zurück und machte ausgedehnte Fahrten, wurde ein »Komet« und ein »Profi« und plumpste schließlich in das Bad der Soziologie, das mich bis auf die Haut durchnäßte.

Zweitausend Stromer

Ein Stromer ist ein Landstreicher. Ich hatte einmal das Glück, für ein paar Wochen zu solch einem Haufen zu gehören, der zweitausend Mann stark war. Sie waren unter dem Namen »Kellys Armee« bekannt. Quer durch den wilden Westen, direkt von Kalifornien kommend, hatte »General« Kelly mit seinen wackeren Gesellen einfach die Züge besetzt; aber als sie den Missouri überquert hatten und weiter in den weniger großzügigen Osten kamen, waren sie mit ihrem Latein am Ende. Der Osten zeigte nicht das geringste Entgegenkommen, den zweitausend Landstreichern freie Bahnfahrt zu gewähren. Kellys Armee lag etliche Zeit hilflos bei Council Bluffs. An dem Tage, als ich zu ihnen stieß, zogen sie gerade los, um ihr Glück auf einem Zug zu versuchen. Das lange Warten hatte sie verzweifeln lassen.

Sie boten einen imponierenden Anblick. General Kelly ritt ein prachtvolles schwarzes Schlachtroß, und mit wehenden Fahnen, bei Marschmusik von Pfeifen und Trommeln nahmen seine zweitausend kompanieweise in zwei Divisionen vor ihm Aufstellung und marschierten dann die Fahrstraße entlang zu der kleinen Stadt Weston, die sieben Meilen entfernt lag. Als letzter Rekrut gehörte ich zu der letzten Kompanie im letzten Regiment der zweiten Division und marschierte in der letzten Reihe der Nachhut. In Weston wurde das Lager direkt am Bahndamm aufgeschlagen oder, besser gesagt, neben den Bahndämmen, denn es liefen zwei Strecken durch den Ort: die Chicago-Milwaukee-St.-Paul-Linie und die Rock-Island-Bahn.

Wir hatten vor, uns über den ersten besten Zug, der auslief, herzumachen, aber die Bahnbeamten durchkreuzten unseren Plan und blieben Sieger. Es gab keinen ersten Zug. Sie sperrten beide Gleise und ließen keinen Zug mehr durch. Während wir an den totgelegten Strecken festsäßen, waren die guten Leute von Omaha und Council Bluffs nicht faul. Man versuchte einen Volkshaufen auf die Beine zu bringen, sich eines Zuges in Council Bluffs zu bemächtigen, ihn zu uns zu schicken und uns praktisch zu überlassen. Aber auch dieses Vorhaben durchkreuzten die Bahnleute. Sie ließen es gar nicht erst dazu kommen. Früh am Morgen des zweiten Tages fuhr eine Lokomotive mit einem einzigen Salonwagen in den Bahnhof ein und wurde auf ein Nebengleis gestellt. Bei diesem Zeichen der Wiederbelebung des Zugverkehrs nahm die ganze Armee neben diesem Gleis Aufstellung.

Nie hat es einen so rasanten Verkehr gegeben wie auf diesen beiden, bislang toten Strecken. Aus Richtung Westen ertönte der Pfiff einer Lokomotive. Sie fuhr in unsere Richtung, nach Osten. Wir wollten nach Osten. Eine Welle der Unruhe ging durch unsere Reihen. Die Lokomotive piff laut und wütend, und der Zug donnerte mit Höchstgeschwindigkeit an uns vorbei. Der Landstreicher mußte erst noch geboren werden, der bei diesem Tempo aufzuspringen wagte! Wieder piff eine Lokomotive, und wieder raste ein Zug in voller Fahrt durch, dann noch einer und noch einer; Zug auf Zug, einer nach dem anderen. Die letzten waren nur noch ein buntes Durcheinander von Personenwagen, Güterwagen, Rungenwagen, unbrauchbaren Loks, Bremswagen, Postwagen, Arbeitswagen und all dem Gerümpel von ausgedienten fahrbaren Untergestellen, das sich an großen Bahnhöfen mit der Zeit ansammelt. Als das Bahngelände von Council Bluffs wie leergefegt war, fuhr auch die Lok mit dem Salonwagen nach Osten. Dann lagen die Gleise im wahrsten Sinne des Wortes tot.

Der Tag ging vorüber und auch der nächste. Nichts passierte. Die zweitausend Landstreicher aber lagen an der Strecke in Schneematsch, Regen und Hagel. In der folgenden Nacht wischten die guten Leute von Council Bluffs den Bahnbeamten eins aus. Eine Menschenansammlung rottete sich zusammen, überquerte den Fluß nach Omaha und tat sich dort mit einem ebenso großen Haufen zum Sturm auf die Anlagen der Union-Pacific zusammen. Als erstes erbeuteten sie eine Lok, dann setzten sie einen Zug zusammen, stiegen ein, überquerten den Missouri, fuhren die Rock-Island-Strecke weiter und wollten uns dann den Zug überlassen. Das Bahnpersonal versuchte dieses Vorhaben zu durchkreuzen, aber es gelang ihnen nicht, zum unsagbaren Entsetzen des Aufsichtsbeamten und eines Streckenarbeiters in Weston. Diese beiden versuchten gemäß heimlicher telegrafischer Anweisungen, die Schienen aufzureißen und so den Zug mit unseren Verbündeten zum Entgleisen zu bringen. Wir hatten Verdacht geschöpft und unsere Patrouillen ausgesandt. Auf frischer Tat ertappt, von zweitausend wütenden Landstreichern umringt, waren die beiden auf ihren Tod gefaßt. Ich weiß nicht mehr, was sie rettete, vielleicht war es die Ankunft des Zuges.

Jetzt war es an uns, eine Niederlage einzustecken, und es wurde eine große. In ihrer Eile hatten die Leute nicht daran gedacht, einen genügend langen Zug zusammenzustellen. Zweitausend Landstreicher konnten unmöglich mitfahren. So kam es zwischen den Hilfstrupps und den Landstreichern zu einem fröhlichen Beisammensein mit Brüderschaftsszenen und Liedersingen, und als sie sich trennten, fuhren die einen wieder mit ihrem gekaperten Zug nach Omaha zurück, die anderen aber machten sich am nächsten Morgen zu einem

Hundertundvierzig-Meilen-Marsch nach Des Moines auf. Bis zum Missouri hatte Kellys Armee noch nie zu Fuß laufen müssen, aber dann glückte ihnen keine Schwarzfahrt mehr. Es kostete die Eisenbahngesellschaften Unsummen, aber sie taten es aus Prinzip und trugen den Sieg davon.

Underwood, Leola, Menden, Avoca, Walnut, Marno, Atlantic, Wyoto, Anita, Adair, Adam, Casey, Stuart, Dexter, Carlham, De Soto, Van Meter, Booneville, Commerce, Valley Junction - wie vertraut mir all die Namen klingen, wenn ich die Karte aufschlage und unsere Route durch das reiche Iowa-Land verfolge! Und die gastfreundliche Landbevölkerung Iowas! Sie kamen mit ihren Wagen heraus und fuhren unser Gepäck; zur Mittagszeit bewirteten sie uns am Straßenrand mit warmem Essen; Bürgermeister von netten kleinen Städten hielten uns Begrüßungsreden und trugen Sorge, daß wir schnell weiterkamen; Abordnungen von kleinen Kindern und jungen Mädchen kamen uns entgegen, um uns zu empfangen, und die guten Bürger kamen zu Hunderten heraus und marschierten mit uns ihre Hauptstraße entlang.

Es war der reinste Rummel, wenn wir in einer Stadt Einzug hielten, und praktisch war jeden Tag Rummel, weil wir durch viele Orte kamen.

Abends wurden unsere Lager von der ganzen Bevölkerung gestürmt. Jede Kompanie hatte ihr Lagerfeuer, und an jedem Lagerfeuer war etwas los. Die Köche in meiner Kompanie, Kompanie L, waren Künstler im Singen und Tanzen und trugen am meisten zu unserer Unterhaltung bei. In einem anderen Teil des Lagers schmetterte der Gesangsverein seine Lieder - einer der großartigsten Sänger war der »Zahnarzt«, der auch zur Kompanie L gehörte; wir waren mächtig stolz auf ihn. Er zog der ganzen Armee die Zähne, und da die Extraktionen im allgemeinen zur Essenszeit vorgenommen wurden, hatten wir genügend Abwechslung zur Anregung des Appetits. Der Zahnarzt hatte keine Betäubungsmittel, aber zwei oder drei von uns waren immer bereit, ihm beim Festhalten des Patienten behilflich zu sein. Außer den künstlerischen Darbietungen in den Kompanien und dem Gesangsverein fanden Gottesdienste statt, die die Pfarrer aus den jeweiligen Orten abhielten; und politische Reden wurden jede Menge gehalten. Alle diese Veranstaltungen liefen nebeneinanderher, es herrschte ein Leben wie im Tivoli. Bei zweitausend Landstreichern finden sich erstaunliche Talente. Ich weiß noch, wir hatten eine Baseballmannschaft auf die Beine gestellt, und sonntags pflegten wir die heimischen Mannschaften zu schlagen. Oft spielten wir an Sonntagen auch zweimal.

Vergangenes Jahr, ich war auf einer Vortragsreise, fuhr ich in einem

Pullman nach Des Moines - nicht in einem Seitentür-Pullman, versteht sich, sondern in einem richtigen. In der Vorstadt entdeckte ich die alte Herdfabrik, und mein Herz hüpfte. An dieser Stelle hatte vor zwölf Jahren die Armee ihr Lager aufgeschlagen und einen mächtigen Eid geschworen, daß ihre Füße wundgelaufen seien; sie weigerten sich, auch nur noch einen Schritt weiter zu gehen. Wir ergriffen von der Herdfabrik Besitz und erklärten der Stadt, daß wir hier bleiben würden. Wir hätten hier Einzug gehalten, würden aber beileibe nicht wieder abziehen. Des Moines war gastfreundlich, aber das ging nun doch zu weit. Mach dir nur die Mühe, die Sache einmal nachzurechnen, lieber Leser. Zweitausend Landstreicher, drei vollständige Mahlzeiten jeder, das macht sechstausend Mahlzeiten pro Tag, zweiundvierzigtausend Mahlzeiten pro Woche beziehungsweise hundertachtundsechzigtausend Mahlzeiten im kürzesten Kalendermonat. Da kommt schon was zusammen. Geld hatten wir keins. Es blieb also alles auf Des Moines hängen.

Die Stadt war am Verzweifeln. Wir blieben im Lager, hielten politische Reden, veranstalteten fromme Konzerte, zogen Zähne, spielten Baseball und Karten, verspeisten unsere sechstausend Mahlzeiten pro Tag und ließen Des Moines zahlen. Des Moines wandte sich an die Eisenbahngesellschaften, doch die blieben unerbittlich. Sie hatten einmal gesagt, wir würden nicht mehr fahren, damit Schluß. Uns doch fahren lassen, hätte bedeutet, einen Präzedenzfall zu schaffen, und das kam nicht in Frage. Wir aßen munter weiter. Gerade das war der beängstigende Faktor in der ganzen Angelegenheit. Wir wollten nach Washington, und die Stadt Des Moines hätte eine Anleihe aufnehmen müssen, um für uns alle die Fahrkarten zu bezahlen, selbst bei Preisvergünstigungen; blieben wir aber noch länger, war die Stadt auf jeden Fall gezwungen, eine Anleihe aufzunehmen, um uns zu ernähren.

Dann kam irgendeiner aus der Stadt auf eine geniale Idee. Wir wollten nicht laufen. Nun gut. Wir würden fahren. Von Des Moines bis Keokuk am Mississippi floß der Des Moines-River. Es war eine Strecke von dreihundert Meilen. Wir würden darauf fahren können, meinte das Genie der Stadt. Und wenn wir erst einmal genug Boote hätten, könnten wir von dort auf dem Mississippi weiter bis zum Ohio, von dort den Ohio hinauf, müßten dann die Boote ein kleines Stück durch die Berge transportieren, kämen dann aber nach Washington.

Des Moines inszenierte eine öffentliche Sammlung. Ums Gemeinwohl besorgte Bürger spendeten mehrere Tausend Dollar. Bauholz, Taue, Nägel und Baumwolle zum Kalfatern wurden in großen Mengen gekauft, und an den Ufern des Des Moines begann eine enorme Ära des Schiffsbaus. Nun ist der Des Moines ein absolut

unbedeutender Wasserlauf, der völlig zu Unrecht die Bezeichnung »Fluß« trägt. In unserem riesigen westlichen Land würde man ihn schlechthin als »Bach« bezeichnen. Die ältesten Einwohner schüttelten nur den Kopf und meinten, wir würden es nie schaffen, da der Fluß nicht genug Wasser führe. Des Moines aber kümmerte das nicht, man war lediglich darauf bedacht, uns loszuwerden; und wir waren satt, zufrieden und optimistisch und scherten uns auch nicht darum.

Am Mittwoch, dem 9. Mai 1894, brachen wir auf. Des Moines war verhältnismäßig gut dabei weggekommen, und eigentlich war es dem Genius der Stadt, der seinen Mitbürgern aus der Patsche half, ein Bronzedenkmal schuldig. Immerhin, Des Moines mußte unsere Boote bezahlen; wir hatten in der Herdfabrik sechsundsechzigtausend Mahlzeiten verzehrt; weitere zwölftausend Mahlzeiten ließ unser Proviantmeister mitgehen - gewissermaßen als Vorsichtsmaßnahme gegen eine Hungersnot in der Wildnis. Doch man stelle sich vor, was es bedeutet hätte, wenn wir in Des Moines elf Monate statt elf Tage geblieben wären! Übrigens versprachen wir bei unserem Abschied, daß wir wiederkommen würden, falls wir auf dem Fluß nicht weiterkämen.

Die zwölftausend Mahlzeiten Proviant waren ja schön und gut, und todsicher haben die Furierburschen in dem Proviantboot sich's wohl sein lassen; die gesamte Furage verschwand denn auch prompt, wenigstens hat mein Boot nie wieder etwas von ihr gesehen. Die kompanieweise Aufteilung ging bei dieser Flußfahrt hoffnungslos in die Binsen. In jedem Lager wird es immer einen gewissen Prozentsatz an Drückebergern geben, an Hilflösen, an Durchschnittsbegabungen, und an fixen Kerlen. In meinem Boot waren wir zehn Mann, wir waren die Elite der Kompanie L. Wir waren durchweg fixe Burschen. Aus zwei Gründen hatte man mich in diese Gruppe aufgenommen. Erstens gehörte ich immer zu den Fixen, wenn es ums Organisieren ging, und zweitens war ich als »Matrosen-Jack« bekannt. Ich verstand etwas von Booten und wie man damit umging. Wir zehn vergaßen die anderen vierzig Mann, die zur Kompanie L gehört hatten, und nachdem wir erst einmal um eine Mahlzeit geprellt worden waren, hofften wir auch nicht mehr auf den Proviant. Wir waren unabhängig. Wir fuhren auf eigene Faust den Fluß hinunter, kümmerten uns selbst darum, daß wir etwas zwischen die Zähne bekamen, überholten jedes Boot in der Flotte und - das muß ich zugeben - kassierten zuweilen die Vorräte, die die Landbevölkerung für die Armee gesammelt hatte.

Den größten Teil der dreihundert Meilen waren wir der Armee einen halben oder auch einen ganzen Tag voraus. Wir hatten mehrere amerikanische Flaggen aufgetrieben. Wenn wir uns einer Ortschaft näherten oder wenn wir eine Gruppe Farmer entdeckten, die sich am

Ufer versammelt hatten, hißten wir unsere Flaggen, gaben uns als die Vorhut aus und erkundigten uns nach den Lebensmitteln, die man für die Armee gesammelt hatte. Selbstverständlich repräsentierten wir die Armee, und die Vorräte wurden uns übergeben. Aber wir waren nicht kleinlich. Wir nahmen niemals mehr, als wir fortschaffen konnten. Natürlich nahmen wir stets das Beste vom Besten. Hatte zum Beispiel ein menschenfreundlicher Farmer für mehrere Dollar Tabak spendiert, nahmen wir den. Auch Butter und Zucker, Kaffee und Konserven ließen wir mitgehen. Bestanden aber die Vorräte aus Säcken mit Bohnen und Mehl oder aus zwei oder drei geschlachteten Rindern, verzichteten wir großzügig, zogen unserer Wege und hinterließen die Anweisung, diese Lebensmittel den Proviantbooten zu übergeben, die uns sogleich folgen würden.

Wirklich, wir zehn machten damals Fettlebe! Lange versuchte General Kelly vergeblich, uns Einhalt zu gebieten. In einem leichten kiellosen Boot jagte er uns zwei Ruderer nach, die uns einholen und unseren Piratengeschäften ein Ende setzen sollten. Sie holten uns auch ein, aber sie waren zwei und wir zehn. Sie waren von General Kelly bevollmächtigt, uns gefangenzunehmen, und sie sagten uns das. Als wir dazu aber wenig Neigung zeigten, ruderten sie eiligst vor zur nächsten Stadt, um die dortigen Behörden um Hilfe zu ersuchen. Wir aber legten sofort an und machten uns Abendessen, obwohl es noch etwas zeitig war. Unter dem Schutz der Dunkelheit glitten wir dann an der Stadt und ihren Behörden vorbei.

Streckenweise führte ich Tagebuch auf dieser Fahrt, und wenn ich es jetzt lese, stoße ich immer wieder auf einen Satz, nämlich: »Lebten prima.« Wir lebten auch wirklich prima.

Es ging sogar so weit, daß wir mit Wasser gebrühten Kaffee ablehnten. Wir machten unseren Kaffee mit Milch und nannten dieses köstliche Getränk »Kaffee verkehrt«, wenn ich mich recht entsinne.

Während wir an der Spitze lagen und den Rahm abschöpften und die Furage sich irgendwo hinten verkrümelt hatte, war die Armee, die in der Mitte lag, dem Verhungern nahe. Zugegeben, das war hart für sie; aber wir zehn waren eben Individualisten. Wir hatten Initiative und Unternehmungsgest. Bei der Sache mit dem Proviant handelten wir aus der leidenschaftlichen Überzeugung heraus: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und den »Kaffee verkehrt« nur für die Starken.

Einmal blieb die Armee achtundvierzig Stunden ohne Essen; dann kam sie an einen Ort von vielleicht dreihundert Einwohnern; ich habe den Namen vergessen, möglicherweise war es Red Rock. Auch diese Ortschaft folgte dem Beispiel der anderen Städte, welche die Armee passierte, und hatte ein Sicherheitskomitee ernannt. Rechnet man, daß auf eine Familie fünf Personen kommen, so bestand Red Rock aus

sechzig Haushalten. Das Sicherheitskomitee raufte sich die Haare vor Entsetzen bei der Invasion von zweitausend hungrigen Landstreichern, die ihre Boote, zwei und drei Reihen nebeneinander, am Flußufer festmachten. General Kelly war ein gerechter Mann. Er hatte nicht die Absicht, die Ortschaft in eine Zwangslage zu bringen. Er erwartete auch nicht, daß sechzig Haushalte zweitausend Mahlzeiten lieferten. Schließlich hatte die Armee auch noch eine Heereskasse.

Trotzdem verlor das Sicherheitskomitee den Kopf. »Die Eindringlinge nicht ermutigen«, lautete die Parole. Als General Kelly Lebensmittel kaufen wollte, gingen sie nicht darauf ein. Sie hätten nichts zu verkaufen. General Kellys Geld interessierte sie nicht. Da ging General Kelly zu anderen Methoden über. Die Hörner bliesen. Die Armee kletterte aus den Booten und stellte sich in Schlachtordnung am Ufer auf. Das Komitee stand und sah zu. General Kelly hielt nur eine kurze Ansprache.

»Jungens«, sagte er, »seit wann habt ihr nichts mehr gegessen?«

»Seit vorgestern!« riefen sie im Chor.

»Habt ihr Hunger?«

Ein brausende Bestätigung aus zweitausend Kehlen ließ die Luft erzittern. Daraufhin wandte sich General Kelly an das Sicherheitskomitee:

»Meine Herren, Sie sehen, wie die Sache steht. Meine , Leute haben seit achtundvierzig Stunden nichts mehr gegessen. Wenn ich sie auf Ihre Stadt loslasse, kann ich keinerlei Verantwortung für die Folgen übernehmen. Sie sind zu allem fähig. Ich habe Ihnen angeboten, Lebensmittel zu kaufen, aber Sie wollten nicht. Jetzt ziehe ich mein Angebot zurück und stelle Forderungen. Ich lasse Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. Entweder Sie schlachten für uns sechs Rinder und versorgen uns mit viertausend Rationen, oder ich lasse meine Leute los. Fünf Minuten, meine Herren!«

Das zu Tode erschrockene Sicherheitskomitee sah die zweitausend hungrigen Landstreicher und ergab sich. Es brauchte keine fünf Minuten. Es wollte nichts aufs Spiel setzen. Unverzüglich wurden die Rinder geschlachtet und Lebensmittel requiriert. Die Armee wurde bewirtet.

Und immer noch zogen die zehn Individualisten vorneweg und kassierten alles ein, was ihnen schmeckte. Aber General Kelly nagelte uns fest. Auf beiden Ufern schickte er Reiter aus, die die Farmer und Stadtbewohner vor uns warnen sollten. Sie leisteten gute Arbeit, alles was recht ist. Die bis dahin gastfreundlichen Farmer begegneten uns mit eisiger Kälte. Sie holten sogar die Polizei, wenn wir am Ufer anlegten, und ließen die Hunde los. Ich kann ein Lied davon singen. Zwei von den Viechern kriegten mich zu fassen, als ich gerade über

einen Stacheldrahtzaun wollte, um zum Fluß zu kommen. Ich trug zwei Eimer Milch für unseren »Kaffee verkehrt«. Dem Zaun ist nichts geschehen; aber wir mußten simplen Kaffee trinken, den wir mit gewöhnlichem Wasser brühten, und außerdem konnte ich sehen, wie ich zu ein Paar neuen Hosen kam. Ich weiß nicht, verehrter Leser, ob du jemals versucht hast, schnell über einen Stacheldrahtzaun zu klettern, mit einem Eimer Milch in jeder Hand. Seit damals habe ich ein Vorurteil gegenüber Stacheldraht, und ich bin dem oft genug begegnet.

Solange General Kelly seine beiden Reiter Alarm schlagen ließ, konnten wir nicht mehr auf ehrliche Weise zu etwas kommen. Wir kehrten also zur Armee zurück und rebellierten. Es war eine harmlose Rebellion, aber sie endete mit dem Zerfall der Kompanie L der Zweiten Division. Der Hauptmann der Kompanie L weigerte sich, uns anzuerkennen. Er nannte uns Deserteure, Verräter und Gesindel, und als er vom Furier Rationen für die Kompanie L faßte, wollte er uns nichts abgeben. Der Hauptmann kannte uns nicht, sonst hätte er uns nicht das Essen entzogen. Wir zogen den Oberleutnant auf unsere Seite. Er schloß sich uns mit den zehn Mann aus seinem Boot an, woraufhin wir ihn zum Hauptmann der Kompanie M wählten. Der Hauptmann der Kompanie L schlug Krach. Wir kriegten es mit General Kelly, Oberst Speed und Oberst Baker zu tun. Aber wir blieben eisern, und unsere Rebellion wurde anerkannt.

Um den Furier scherten wir uns nicht weiter. Unsere Jungen holten von den Farmern bessere Rationen. Der neue Hauptmann traute uns jedoch nicht recht. Er war sich nie sicher, ob er uns wiedersehen würde, wenn wir uns morgens auf den Weg machten. Er ließ einen Schmied kommen, um seine Hauptmannswürde niet- und nagelfest zu machen. In das Achterende unseres Bootes wurden auf jede Seite schwere Ringbolzen getrieben und dementsprechend vorn am Bug seines Bootes zwei mächtige Eisenhaken. Die Boote wurden aneinander geschoben, die Haken in die Bolzen gehängt, und damit saßen wir fest. Der Hauptmann konnte uns nicht mehr abhandeln kommen. Aber wir waren nicht kleinzukriegen. Selbst aus unseren Fesseln machten wir eine unübertreffliche Vorrichtung, die es uns ermöglichte, jedem anderen Boot unseren Willen aufzuzwingen.

Wie alle große Erfindungen, so war auch unsere rein zufällig. Wir machten sie, als wir in einer Stromschnelle auf einen Baumstamm aufliefen. Das erste Boot saß völlig fest, und das zweite schwang in der Strömung herum, wobei es das vordere Boot auf dem Hindernis im Kreise drehte. Ich saß hinten im zweiten Boot als Steuermann. Vergeblich versuchten wir loszukommen. Dann befahl ich den Männern aus dem ersten Boot, ins zweite zu klettern. Sofort kam das

vordere Boot wieder klar, und seine Mannschaft konnte zurückklettern. Jetzt konnten uns umherschwimmende Baumstämme, Klippen, Sandbänke und andere Hindernisse nichts mehr anhaben. Wenn das vordere Boot auf etwas auflief, sprang die Besatzung ins hintere Boot. Das erste Boot kam über das Hindernis hinweg, und das zweite saß fest. Automatisch sprangen die zwanzig Mann jetzt aus dem hinteren Boot in das vordere und bekamen so auch das zweite Boot im Handumdrehen flott.

Die Boote der Armee waren alle gleich, Meterware, einfach abgesägt. Sie waren flach und hatten eine rechteckige Form. Jedes Boot war sechs Fuß breit, zehn Fuß lang und anderthalb Fuß tief. Ich als Steuermann der beiden zusammengekoppelten Boote hatte also ein zwanzig Fuß langes Gefährt zu dirigieren, dazu eine Mannschaft von zwanzig kräftigen Tramps, die sich an Rudern und Paddeln ablösten; außerdem war unser Fahrzeug mit Decken, Kochutensilien und unserem Privat-Proviant beladen.

Immer noch verursachten wir General Kelly Ärger. Seine Reiter hatte er wieder zurückbeordert, aber an deren Stelle drei Polizeiboote eingesetzt, die vorausfahren und nicht überholt werden durften. Das Boot mit der Kompanie M machte den Polizeibooten schwer zu schaffen. Wir hätten sie leicht überholen können, aber das verstieß gegen die Regeln. Also blieben wir hinter ihnen, wahrten respektvollen Abstand und warteten ab. Wir wußten, vor uns lag herrlichstes Farmerland, ungeplündert und freigebig; trotzdem hielten wir uns zurück. Weißschäumendes Wasser war es, was wir brauchten. Als wir um eine Biegung kamen und die Stromschnelle vor uns sahen, wußten wir, was passieren mußte. Krach! Polizeiboot Nummer eins läuft auf einen Felsblock und sitzt fest. Peng! Polizeiboot Nummer zwei geht es nicht besser. Wupp! Polizeiboot Nummer drei ist das gleiche Schicksal beschieden. Natürlich läuft auch unser Boot auf; aber eins, zwei, und die Männer sind aus dem ersten ins zweite Boot gesprungen; eins, zwei, und sie springen alle von dem hinteren Boot ins vordere; und eins, zwei, die Besatzung von Boot zwei klettert wieder in ihr zurück, und schon jagen wir davon. »Halt! Ihr verflixten Hunde!« brüllt es aus den Polizeibooten. »Wie denn? Verflucht lieber den verflixten Fluß!« jammern wir hilflos zurück und brausen weiter. Wir sind der erbarmungslosen Strömung ausgeliefert und werden außer Sichtweite getrieben, bis hin zu dem gastfreundlichen Farmerland, das uns unsere private Vorratskammer mit dem Besten vom Besten auffüllt. Wir trinken wieder »Kaffee verkehrt« und finden erneut bestätigt, wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Armer General Kelly! Er versuchte es mit anderen Mitteln. Die ganze Flotte fuhr jetzt vor uns. Kompanie M aus der Zweiten Division

nahm der Rangordnung entsprechend den letzten Platz ein. Wir brauchten nur einen Tag, um auch diese Taktik zunichte zu machen. Fünfundzwanzig Meilen schlechter Wasserstrecke lagen vor uns - nichts als Stromschnellen, Sandbänke, Riffe und Felsblöcke. Es war genau wegen dieser Strecke, als die ältesten Einwohner von Des Moines die Köpfe schüttelten. Fast zweihundert Boote erreichten sie vor uns und stauten sich hier auf die verblüffendste Art und Weise. Wir aber zogen mitten durch die gestrandete Flotte wie der Hecht durch den Karpfenteich. Man konnte die Findlinge, Riffe und Hindernisse nicht umgehen, es sei denn, man wäre an Land gegangen. Wir umgingen sie auch nicht. Immer geradewegs über sie hinweg; eins, zwei, eins, zwei, Vorderboot, Hinterboot, Vorderboot, Hinterboot, alle Mann nach hinten und nach vorn und wieder zurück. In jener Nacht schlugen wir allein unser Lager auf und faulenzten dort noch den ganzen nächsten Tag herum, während die Armee zu tun hatte, ihre Bootwracks zu flicken und zu reparieren. Wir sahen dann zu, wie langsam eins ihrer Boote nach dem anderen zu uns stieß.

Unsere Frechheit kannte keine Grenzen. Wir richteten einen Mast auf, setzten Segel (Decken) und brauchten für die Tagestour dadurch nur wenige Stunden, während die Armee sich anstrengen mußte, um uns wenigstens im Blickfeld zu behalten. Dann nahm General Kelly zu diplomatischen Schachzügen Zuflucht. Kein Boot konnte es bei dieser Fahrt mit uns aufnehmen. Wir waren unbestritten das tollste Team, das je den Des Moines heruntergekommen war. Der Bann der Polizeiboote wurde aufgehoben. Oberst Speed wurde zu uns ins Boot gesetzt, und mit diesem hohen Offizier an Bord hatten wir die Ehre, als erste in Keokuk am Mississippi einzutreffen. An dieser Stelle möchte ich General Kelly und Oberst Speed die Hand reichen. Ihr wart Helden, alle beide, und richtige Männer. Ich bedaure wenigstens zehn Prozent des Ärgers, den euch das Vorboot der Kompanie M verursachte.

In Keokuk wurde die ganze Flotte zu einem riesigen Floß zusammengebunden. Nachdem wir wegen eines Sturmes einen Tag lang festlagen, nahm uns ein Dampfer den Mississippi hinunter bis Quincy, Illinois, ins Schlepptau, wo wir auf der anderen Seite des Stromes auf Goose Island unser Lager aufschlugen. Hier gab man die Sache mit dem Floß auf; die Boote wurden jeweils zu vierten zusammengebunden und abgedeckt. Irgend jemand erzählte mir, daß Quincy die reichste Stadt ihrer Größe in den Vereinigten Staaten sei. Als ich das hörte, überkam mich sofort ein unwiderstehlicher Drang, mich auf die Socken zu machen. Kein waschechter »Profi« kann sich solch eine vielversprechende Stadt entgehen lassen. Ich überquerte den Fluß nach Quincy in einem kleinen Kanu; zurück aber kam ich mit einem großen Flußboot, bis zum Dollbord beladen mit den Früchten

meines Hausierertalents. Selbstverständlich behielt ich das ganze Geld, das ich erbeutet hatte, bezahlte aber die Bootsmiete; auch suchte ich mir das Beste aus von der Unterwäsche, den Socken, abgelegten Kleidungsstücken, Hemden und Hüten. Und als sich die Kompanie M all das genommen hatte, was ihr gefiel, blieb immer noch ein ansehnlicher Berg übrig, den wir der Kompanie L vermachten. Ich war eben jung und verschwenderisch damals! Hunderte von Geschichten tischte ich den guten Leuten von Quincy auf, und jede Geschichte hatte es in sich. Seit ich für Zeitschriften schreibe, habe ich oft voller Wehmut an die Fülle der Geschichten und die Fruchtbarkeit meiner Phantasie gedacht, mit denen ich damals in Quincy so reich gesegnet war.

In Hannibal, Missouri, fielen die zehn Unerschütterlichen auseinander. Es war nicht vorgesehen. Es ergab sich einfach aus der Natur der Dinge. Der Kesselschmied und ich machten uns heimlich aus dem Staub. Am gleichen Tag setzten sich Scotty und Davy ohne viel Aufhebens zum jenseitigen Ufer nach Illinois ab; und auch McAvoy und Fish glückte es zu verschwinden. Das waren sechs von zehn. Was aus den übrigen vier wurde, weiß ich nicht. Als ein Beispiel dafür, wie es im Leben von Tramps zugeht, gebe ich die folgenden Auszüge aus meinem Tagebuch wieder; sie berichten von den ersten Tagen nach meiner Flucht:

»Freitag, 25. Mai. Kesselschmied und ich verließen das Lager auf der Insel, setzten in einem kleinen Kahn nach Illinois über und marschierten sechs Meilen an der C. B. & Q.-Bahn entlang nach Fell Creek. Wir hatten einen Umweg von sechs Meilen gemacht, erwischten aber eine Draisine und fuhren auf der Wabash-Linie sechs Meilen nach Hulls. Trafen dort McAvoy, Fish, Scotty und Davy, die sich gleichfalls von der Armee abgesetzt hatten.

Sonabend, 26. Mai. Bestiegen um 2.11 Uhr früh den Kanonenkugel-Expreß, als er bei einem Bahnübergang die Fahrt verlangsamte. Scotty und Davy wurden geschmissen. Wir anderen vier wurden vierzig Meilen weiter bei Bluffs geschmissen. Nachmittags kriegten Fish und McAvoy einen Güterzug, während der Kesselschmied und ich nach etwas Essen unterwegs waren.

Sonntag, 27. Mai. Um 3.21 Uhr früh erwischten wir den Kanonenkugel-Expreß und trafen Scotty und Davy auf der Blindplattform. Bei Tagesanbruch wurden wir alle in Jacksonville geschmissen. Die C. & A. fährt hier durch, und wir wollten damit weiter.

Kesselschmied ging los und kam nicht wieder. Vermutlich hatte er Glück mit einem Güterzug.

Montag, 28. Mai. Kesselschmied tauchte nicht wieder auf. Scotty

und Davy gingen fort, um irgendwo eine Schlafgelegenheit zu finden, und verpaßten den Kansas-City-Personenzug um 3.30 Uhr.

Ich fuhr mit und war nach Sonnenuntergang in Masson City, 25 000 Einwohner. Erwischte einen Viehzug und fuhr die ganze Nacht.

Dienstag, 29. Mai. Kam um 7 Uhr früh in Chicago an...«

Jahre danach, in China, mußte ich zu meinem Leidwesen erfahren, daß die Methode, die wir bei den Stromschnellen auf dem Des Moines angewandt hatten - die Eins-zwei-eins-zwei-Vorderboot-Hinterboot-Masche -, nicht unsere Erfindung war. Die chinesischen Flußschiffer benutzten schon seit Jahrtausenden eine ähnliche Methode, um mit »schwierigem Wasser« fertig zu werden. Trotzdem war es ein prima Trick, wenn wir auch dafür keine Lorbeeren ernteten. Die Methode hielt Dr. Jordans Wahrheitstest stand: »Bewährt es sich? Würdest du dein Leben dafür wagen?«

Hüter der Ordnung

Wenn der Tramp plötzlich aus den Vereinigten Staaten verschwände, würde das für viele Familien weit und breit Elend bedeuten. Der Tramp ermöglicht Tausenden von Menschen, sich auf ehrliche Weise ihr Geld zu verdienen, ihre Kinder anständig und zu fleißigen und gottesfürchtigen Menschen zu erziehen.

Ich muß das wissen. Mein Vater war eine Zeitlang Polizist und verdiente sich sein Geld damit, Landstreicher zu jagen. Der Gemeinderat zahlte nicht schlecht für jeden Landstreicher, den er fing, und ich glaube, er bekam auch Wegzulage. Mit dem bißchen Geld auszukommen war immer ein brennendes Problem bei uns zu Hause, und wieviel Fleisch auf den Tisch kam, jedes neue Paar Schuhe, ein Tagesausflug oder das Lesebuch für die Schule, hing einzig und allein davon ab, ob mein Vater bei seiner Jagd Erfolg gehabt hatte oder nicht. Ich entsinne mich noch recht gut der unterdrückten Neugier und Spannung, mit der ich jeden Morgen auf seinen Bericht wartete, wie ertragreich seinen Mühen der vergangenen Nacht gewesen waren: wieviel Tramps er eingefangen hatte und welches Strafmaß sie erwartete. So ist es auch zu erklären, daß ich später als Tramp, wenn es mir geglückt war, einem räuberischen Konstabler zu entweichen, immer voller Mitgefühl an die kleinen Jungen und Mädchen des Konstablers zu Hause denken mußte; irgendwie hatte ich das Gefühl, seine Kinder um etliche gute Dinge im Leben zu bringen.

Aber all das gehört zu den Spielregeln. Der Landstreicher widersetzt sich der Gesellschaft, und die Spürhunde dieser Gesellschaft leben von ihm. Manche Landstreicher lassen sich sogar gern von diesen Spürhunden kriegen - besonders im Winter. Natürlich suchen sich diese Landstreicher solche Gemeinden aus, wo die Gefängnisse »gut« sind, wo nicht gearbeitet werden muß und das Essen brauchbar ist. Es soll sogar auch vorgekommen sein, möglicherweise gibt es das auch noch heute, daß Polizisten ihren Lohn mit den Landstreichern teilen, die sie eingelocht haben. Solche Polizisten brauchen nicht erst auf Jagd zu gehen. Sie pfeifen, und das Wild steht direkt vor ihnen. Man sollte nicht glauben, was für Geld man mit Vagabunden verdienen kann, die selbst völlig abgebrannt sind. Überall im Süden - jedenfalls war es so zu meiner Zeit - gibt es Straflager und Plantagen, wo die Farmer die verurteilten Landstreicher für eine bestimmte Zeit kaufen und wo die Tramps schlechthin arbeiten müssen. Es gibt aber auch Stellen wie die Steinbrüche von Rutland in Vermont, wo man den

Landstreicher ausbeutet und wo man seine Körperkraft, die er beim Fechtgehen und sonstigen Organisieren aufgespeichert hat, zum Wohle eben dieser Gemeinde ausnutzt.

Die Steinbrüche von Rutland in Vermont kenne ich nicht aus eigener Erfahrung. Ich bin froh, das sagen zu können, wenn ich bloß daran denke, wie haarscharf ich daran vorbeigerutscht bin. Unter Tramps geht so etwas von Mund zu Mund. Das erste Mal hörte ich von diesen Steinbrüchen in Indiana. Als ich nach Neuengland kam, war davon ständig die Rede, und zwar immer wie von einer drohenden Gefahr. »Die brauchen Leute in den Steinbrüchen«, warnten mich die Tramps, die ich traf, »und unter neunzig Tagen kommt kein Stromer weg.« Als ich dann nach New Hampshire kam, waren mir die Steinbrüche schon solch ein Greuel, daß ich um jeden Bahnaufseher, »Bullen« und Konstabler einen Bogen machte.

Eines Abends ging ich zum Rangierbahnhof in Concord hinunter und machte einen Güterzug ausfindig, der gerade zur Abfahrt bereit stand. Ich entschied mich für einen leeren Güterwagen, schob die Seitentür auf und kletterte hinein. Ich setzte meine Hoffnung darauf, bis zum Morgen nach White River zu kommen; auf diese Weise würde ich nach Vermont gelangen, und von dort nach Rutland ist es dann nur noch ein Katzensprung. Danach aber würde die Entfernung zwischen mir und dem Gefahrenpunkt immer größer werden, je weiter ich mich nach Norden vorarbeitete. In dem Waggon fand ich bereits ein Greenhorn vor, der am ganzen Leibe zitterte, als er mich sah. Er hielt mich für einen Bremser. Als er aber erfuhr, daß ich ein Tramp war, fing er an von den Steinbrüchen in Rutland zu reden, derentwegen ich ihm eine Heidenangst eingejagt hatte. Er war ein junger Bursche vom Lande und hatte sich bisher nur auf Nebenstrecken durchgeschlagen.

Der Güterzug fuhr ab; wir legten uns in eine Ecke des Waggons schlafen. Zwei oder drei Stunden später, als der Zug hielt, wachte ich durch ein Geräusch auf. Die rechte Tür wurde vorsichtig aufgeschoben. Das Greenhorn neben mir schlief weiter. Ich rührte mich nicht, verfolgte aber trotzdem vorsichtig blinzelnd, was vor sich ging. In der offenen Tür tauchte eine Laterne auf, dann der Kopf eines Bremsers. Er entdeckte uns und starrte uns einen Augenblick lang an. Ich war auf einen Wutausbruch gefaßt oder auf den üblichen Fluch »Scher dich hier raus, du Hundesohn!« Aber nichts dergleichen. Vorsichtig nahm er die Laterne zurück und leise, ganz leise zog er die Tür zu. Das schien mir höchst verdächtig. Ich horchte und hörte, wie leise der Riegel vorgelegt wurde. Die Tür war von außen verschlossen. Wir konnten sie von innen nicht mehr aufmachen. Die Möglichkeit eines raschen Entkommens auf dieser Seite war verbaut. Das durfte nicht sein. Ich wartete ein paar Sekunden ab, kroch dann zur linken

Tür und probierte. Sie war noch nicht verriegelt. Ich machte sie auf, ließ mich hinunter und machte sie wieder zu. Dann kletterte ich über die Puffer auf die andere Seite des Zuges. Ich machte die Tür, die der Bremser zugeriegelt hatte, wieder auf, kletterte hinein und zog sie hinter mir zu. Damit waren beide Ausgänge wieder passierbar. Das Greenhorn schlief immer noch.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Er kam zur nächsten Station. Ich hörte Schritte auf dem Schotter. Dann wurde die linke Tür ziemlich heftig aufgerissen. Das Greenhorn wurde wach, und ich tat auch so, als würde ich aufwachen. Wir setzten uns beide auf und starteten den Bremser mit seiner Laterne an. Er machte nicht viel Federlesen, mit uns ins Geschäft zu kommen. »Gebt mir drei Dollar«, forderte er.

Wir standen auf und gingen zum weiteren Verhandeln näher heran an ihn. Wir gaben zu verstehen, daß wir ihm ohne weiteres drei Dollar geben würden, erklärten ihm aber unsere mißliche Lage und daß wir deshalb seinem Wunsche nicht nachkommen könnten. Der Bremser glaubte uns nicht. Er feilschte mit uns. Er wollte auf zwei Dollar heruntergehen. Wir bedauerten unsere Armut. Er sagte keineswegs schmeichelhafte Dinge, nannte uns Hundesöhne und verfluchte uns bis in die Hölle. Dann verlegte er sich aufs Drohen. Er malte uns aus, daß er uns einschließen, uns nach White River schaffen und dort den Behörden ausliefern würde. Er ließ sich auch ausführlich über die Steinbrüche in Rutland aus.

Der Bremser war felsenfest davon überzeugt, uns in der Hand zu haben. Bewachte er doch die eine Tür, und hatte er nicht mit eigenen Händen die andere Tür ein paar Minuten vorher zugeriegelt? Als er von den Steinbrüchen anfang, wollte sich das erschrockene Greenhorn zur gegenüberliegenden Tür schleichen. Der Bremser lachte laut und lange. »Brauchst dich nicht zu beeilen«, sagte er, »ich habe die Tür bei der letzten Station von außen zugeriegelt.« Er war sich seiner Sache so sicher, daß seine Worte überzeugend klangen. Das Greenhorn glaubte ihm und war am Ver zweifeln.

Der Bremser setzte ein Ultimatum. Entweder wir rückten mit den zwei Dollar raus, oder er würde uns einschließen und uns der Polizeiwache in White River übergeben - das würde neunzig Tage Steinbruch bedeuten. Nimm einmal an, lieber Leser, die andere Tür wäre tatsächlich verschlossen gewesen. Bedenke die Unsicherheit des menschlichen Daseins. Bloß weil ich keinen Dollar hatte, wäre ich in den Steinbrüchen gelandet und hätte drei Monate als Sträfling schuften können. Ebenso wäre es dem Greenhorn ergangen. Sieh einmal von mir ab, denn bei mir war sowieso Hopfen und Malz verloren. Denk nur mal an das Greenhorn. Nach neunzig solchen Tagen auf freien Fuß

gesetzt, wäre er ein Krimineller geworden. Später hätte er möglicherweise einem den Schädel mit einem Bleiknüppel eingeschlagen, vielleicht sogar dir, bloß deines bißchen Geldes wegen. Und wenn nicht du, dann hätte eben irgendein anderes bedauernswertes argloses Wesen daran glauben müssen.

Aber die Tür war nicht verschlossen. Ich war der einzige, der davon wußte.

Das Greenhorn und ich baten um Gnade. Ich muß wohl aus purer Frechheit bei dem Bitten und Betteln mitgemacht haben. Ich war in Form. Ich erzählte eine Geschichte, die einen Stein hätte erbarmen können, nicht aber den gemeinen Geldscheffler von Bremser. Als er endlich davon überzeugt war, daß wir kein Geld hatten, schlug er die Tür zu und verriegelte sie, wartete noch ein bißchen, ob wir ihn vielleicht zum Narren gehalten hatten und ihm nicht doch noch die zwei Dollar geben würden.

Jetzt zog ich vom Leder. Ich nannte ihn einen Hundesohn. Ich bedachte ihn mit all den Namen, mit denen er mich beschimpft hatte. Dann warf ich ihm noch ein paar andere Dinge an den Kopf. Ich kam aus dem Westen, wo sich die Leute aufs Fluchen verstehen; das wäre das letzte, daß mich ein dämlicher Bremser auf einer lausigen Bimmelbahn in Neuengland an Kraftausdrücken und saftigen Schimpfworten übertrumpfte! Zuerst lachte der Bremser nur, dann beging er den Fehler, mir zu antworten. Ich legte jetzt noch kräftiger los, beleidigte ihn bis zum äußersten und schlug ihm flammende, geflügelte Worte um die Ohren. In meiner Rage war ich keineswegs fein oder vornehm. Ich war wirklich wütend über diesen niederträchtigen Menschen, der mich wegen eines Dollars zu drei Monaten Zwangsarbeit verdonnern wollte. Dazu hegte ich den leisen Verdacht, daß er an der Kopfprämie des Polizisten beteiligt war.

Aber ich kriegte ihn. Ich trampelte auf seinen Gefühlen und seinem Stolz herum. Er drohte mir, hereinzukommen und mich windelweich zu schlagen. Ich würde ihm einen Tritt ins Gesicht versetzen, bot ich ihm an, wenn er sich hereinwagte. Meine Stellung war dazu günstig, das wußte er. Also ließ er die Tür zu und rief das restliche Bahnpersonal zu Hilfe. Ich hörte sie antworten und ihre Schritte über den Schotter knirschen. Die ganze Zeit über war die Tür auf der anderen Seite offen, und sie ahnten nichts davon. Inzwischen starb das Greenhorn bald vor Angst.

O ja, ich war ein Held - mit der Möglichkeit des Rückzuges hinter mir. Ich beschimpfte den Bremser und seine Kollegen, bis sie die Tür aufrissen und ich im Schein der Laternen ihre wütenden Gesichter sehen konnte. Für sie schien die ganze Sache ein Kinderspiel zu sein. Sie glaubten uns in der Falle, wollten heraufkommen und uns

verprügeln. Sie machten Ernst damit. Ich trat keinem ins Gesicht. Ich riß die gegenüberliegende Tür auf und sprang mit dem Greenhorn hinaus. Das Zugpersonal rannte hinter uns her.

Wir setzten, wenn ich mich recht entsinne, über eine Mauer. Aber wo wir landeten, weiß ich noch wie heute. In der Finsternis fiel ich prompt über einen Grabstein. Das Greenhorn stolperte über einen anderen. Und dann rannten wir, was wir rennen konnten, quer durch den Friedhof. Die Geister müssen uns für den leibhaftigen Teufel gehalten haben, so rannten wir. Das Zugpersonal muß wohl das gleiche gedacht haben, denn als wir aus dem Friedhof jagten und über eine Straße hinweg in einem dunklen Wald verschwanden, gaben die Kerle die Verfolgung auf und gingen zurück zu ihrem Zug. Ein wenig später in jener Nacht stießen wir auf den Brunnen eines Farmerhauses. Wir wollten einen Schluck Wasser, bemerkten aber einen Strick, der an einer Seite in den Brunnen hinabhing. Wir zogen ihn hoch und fanden an seinem Ende eine Vierliterkanne mit Sahne. Wie gesagt, intimere Bekanntschaft habe ich mit den Steinbrüchen von Rutland in Vermont nicht gemacht.

Wenn die Tramps die Parole ausgeben, daß in der und der Stadt die »Polizei gefährlich ist«, vermeidet man tunlichst diese Stadt; kann man sie nicht umgehen, muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Es gibt einige Städte, bei denen man grundsätzlich auf der Hut sein muß. Zu diesen Städten gehört Cheyenne an der Union-Pacific-Bahn. Es war im ganzen Land als »ekliges Nest« verrufen -, und den Ruf hatte ihm ein gewisser Jeff Carr eingebracht (falls ich mich recht entsinne). Jeff Carr durchschaute einen Landstreicher auf den ersten Blick. Er ließ sich auf keine Debatte ein. Er warf nur einen Blick auf den Landstreicher, und schon schlug er mit beiden Fäusten, mit einem Knüppel oder was ihm sonst gerade in die Finger kam, auf ihn ein. Wenn er den Tramp so zugerichtet hatte, jagte er ihn aus der Stadt und verhiß ihm noch Schlimmeres, wenn er sich jemals wieder blicken ließe. Jeff Carr verstand sein Geschäft. Im Norden, Süden, Osten und Westen bis in die äußersten Winkel der Vereinigten Staaten (Kanada und Mexiko mit eingeschlossen) hatte sich die Erfahrung der so mißhandelten Landstreicher herumgesprochen, daß Cheyenne gefährlich sei. Zum Glück bin ich Jeff Carr nie über den Weg gelaufen. Ich kam mitten im Schneesturm durch Cheyenne. Ich war damals mit vierundachtzig Tramps zusammen. Weil wir so viele waren, ließen wir uns nicht so schnell aus der Ruhe bringen, außer von Jeff Carr. Schon die bloße Erwähnung seines Namens lähmte unseren Verstand und dämpfte unseren Mut; der ganze Haufe hatte furchtbare Angst, ihm zu begegnen.

Es zahlt sich selten aus, sich gegenüber Polizisten auf Erklärungen

einzulassen, wenn sie »gefährlich« aussehen. Die Beine in die Hand nehmen, ist das einzig Richtige. Ich brauchte etliche Zeit, um das zu lernen. Endgültig kapiert habe ich das erst bei einem Polizisten in New York City. Seitdem laufe ich ganz automatisch los, sobald sich mir ein Polizist nähert. Diese automatische Reaktion ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Ich werde es mir wohl nie mehr abgewöhnen können. Wenn ich achtzig bin, auf Krücken die Straße entlanghumpelnd und plötzlich einen Polizisten sehe, lasse ich todsicher die Krücken fallen und renne davon wie ein aufgeschrecktes Reh.

Meinen letzten Schliff in bezug auf Polizisten erhielt ich an einem heißen Sommernachmittag in New York-City. Die ganze Woche über herrschte sengende Hitze. Ich hatte mich darauf eingespielt, morgens fechten zu gehen und den Nachmittag in dem kleinen Park zu verbringen, der dicht am Zeitungsviertel und am Rathaus lag. Ganz in der Nähe konnte ich von Bücherkarren gängige Bücher kaufen für ein paar Cent das Stück (in der Druckerei oder Buchbinderei beschädigte Exemplare). Im Park selbst gab es kleine Buden, wo man herrliche eiskalte Milch oder Buttermilch für einen Penny das Glas erstehen konnte. Jeden Nachmittag saß ich auf einer Bank und las und schwelgte in Milch. Ich schaffte fünf bis zehn Gläser jeden Tag. Es war irrsinnig heiß.

Ich war nichts als ein harmloser, wißbegieriger und milchtrinkender Landstreicher, doch wie wurde mir's gelohnt? Eines Nachmittags kam ich in den Park, mit neu erstandenen Lesestoff unterm Arm und gewaltigem Appetit auf Buttermilch. Als ich auf die Milchbude zusteuerte, sah ich mitten auf der Straße vor dem Rathaus einen Menschaufmarsch. Es war genau an der Stelle, wo ich über die Straße gehen mußte, und so blieb ich stehen, um zu sehen, was da eigentlich los war. Zuerst sah ich nichts. Dann entnahm ich aus dem Stimmengewirr und auch aus einem kurzen Blick, den ich erhaschen konnte, daß irgendwelche Jungen Murneln spielten. Nun ist aber das Murnelnspielen auf den Straßen New Yorks nicht gestattet. Davon hatte ich natürlich keine Ahnung, aber das wurde mir recht anschaulich beigebracht. Ich hatte vielleicht eine halbe Minute dabeigestanden und war hinter den Grund dieses Volksaufmarschs gekommen, als einer der Jungen losbrüllte: »Polizei!« Die Spieler wußten, was das hieß. Sie rannten. Ich nicht.

Die Menschenmenge verlief sich im Nu auf den Bürgersteigen zu beiden Seiten der Straße. Ich wollte zum Bürgersteig auf der Parkseite. Ungefähr fünfzig Leute aus dem Haufen strebten in die gleiche Richtung. Wir waren ziemlich verstreut. Ich sah den »Bullen«, ein untersetzter Polizist in grauer Uniform. Er ging mitten auf der Straße; ohne Hast kam er im Schlendenschritt näher. Mir fiel auf, daß er seine

Richtung änderte und offensichtlich auf den gleichen Bürgersteig zusteuerte wie ich. Er ging langsam weiter, von der verstreuten Menge gefürchtet, und mir wurde klar, daß sich unsere Wege kreuzen würden. Ich war mir keiner Schuld bewußt, und obwohl ich einige Erfahrung mit Polizisten und ihren Umgangsformen hatte, befürchtete ich nichts. Mir fiel es im Traum nicht ein, daß dieser Polizist es auf mich abgesehen hatte. Im Gegenteil, da ich das Gesetz respektiere, war ich gerade im Begriff, einen Moment stehenzubleiben, um ihn an mir vorbeizulassen. Es kam zum Stehenbleiben, wenn auch nicht aus freien Stücken. Ohne ein Warnzeichen hatte mich der Polizist mit beiden Händen plötzlich an der Brust gepackt. Gleichzeitig ließ er sich mit unfreundlichen Worten über mich und meinen Stammbaum aus.

Mein freies amerikanisches Blut kochte. Alle meine freiheitsliebenden Vorfahren regten sich in mir. »Was wollen Sie von mir?« fragte ich. Ich verlangte nichts weiter als eine Erklärung. Ich bekam sie. Peng! Sein Knüppel sauste auf: meinen Kopf nieder. Ich schwankte zurück wie ein Betrunkener; die neugierigen Gesichter der Zuschauer hoben und senkten sich vor meinen Augen wie Wogen im Meer; mein kostbares Buch, das ich unter dem Arm hatte, fiel in den Schmutz, und der Polizist kam mit dem Knüppel auf mich zu und wollte zu einem zweiten Schlag ausholen. In diesem Moment der Betäubung hatte ich eine Vision. Ich sah den Knüppel immer wieder auf meinen Kopf niedersausen; ich sah mich selbst, blutüberströmt, zerschlagen und seelisch zerbrochen vor einem Polizeigericht; ich hörte einen Beamten die Anklage verlesen, die auf ungebührliches Verhalten, unflätige Redeweise, Widerstand gegen die Staatsgewalt und etliches andere lautete; und ich sah mich schon drüben in Blackwell's Island. Oh, ich kannte das Spiel. Ich verlor jegliches Interesse an weiteren Erklärungen. Ich ließ mir nicht einmal Zeit, mein kostbares, ungelesenes Buch aufzuheben, sondern drehte mich um und rannte davon. Ich war ganz schön angeschlagen, aber ich rannte. Und ich werde wohl immer rennen bis an mein Lebensende, wenn ein Polizist mit seinem Knüppel etwas erläutern will.

Viele Jahre später, als ich schon längst kein Landstreicher mehr war, sondern Student an der Universität von Kalifornien, war ich eines Abends im Zirkus. Nach der Vorstellung bummelte ich noch ein bißchen herum, weil ich den routinemäßigen Handgriffen beim Abbauen und Verladen eines großen Zirkus' zusehen wollte. Der Zirkus sollte noch am gleichen Abend abreisen. An einem Lagerfeuer stieß ich auf eine Gruppe kleiner Jungen. Es waren vielleicht zwanzig, und wie sie sich so miteinander unterhielten, erfuhr ich, daß sie zusammen mit dem Zirkus auf und davon wollten. Nun hatten die Zirkusleute wenig Interesse daran, sich diese Knirpse aufzuhalten. Ein

telefonischer Anruf bei der Polizei vereitelte den Plan. Man hatte einen Trupp Polizisten zum Schauplatz geschickt, um die kleinen Burschen festzunehmen, weil sie gegen eine polizeiliche Anordnung verstießen, die öffentliche Feuer nach neun Uhr abends verbot. Die Polizisten umzingelten das Feuer und schlichen sich im Schutze der Dunkelheit dicht heran. Auf ein Zeichen stürzten sie vor, und jeder griff zwischen die Jungen wie in einen Korb mit lebenden Aalen.

Ich ahnte nichts von dem Auftauchen der Polizei. Aber als ich plötzlich die Polizisten mit ihren Messingknöpfen und Helmen sah, wie jeder mit beiden Händen zugriff, geriet ich völlig aus dem seelischen Gleichgewicht. Das einzige, was mir einfiel, war, ganz automatisch zu rennen. Und ich rannte. Ich wußte gar nicht, daß ich rannte. Ich wußte überhaupt nichts. Es geschah, wie ich schon sagte, rein automatisch. Es gab gar keinen Grund zu rennen. Ich war kein Landstreicher. Ich war ein Bürger dieser Stadt. Es war meine Heimatstadt. Ich hatte mir nichts zuschulden kommen lassen. Ich war ein ordentlicher Student. Mein Name erschien schon hin und wieder in der Zeitung, und ich trug gute Sachen, in denen ich nie geschlafen hatte. Und trotzdem rannte ich blindlings, besinnungslos, wie ein aufgescheuchter Hirsch, mindestens ein Straßengeviert weit. Als ich wieder zu mir kam, rannte ich immer noch. Es bedurfte einer großen Willensanstrengung, meinen Beinen Einhalt zu gebieten.

Nein. Ich werde das nie wieder loswerden. Ich kann nichts dafür. Wenn ein Polizist auftaucht, renne ich los. Außerdem habe ich ein ausgesprochenes Pech, im Gefängnis zu landen. Ich habe später viel öfter im Kittchen gesessen als zu meiner Landstreicherzeit. An einem Sonntagmorgen breche ich mit einer jungen Dame zu einer Radpartie auf. Noch ehe wir aus der Stadt herauskommen, werden wir verhaftet, weil wir einen Fußgänger auf dem Bürgersteig überholt haben. Ich nehme mir vor, besser aufzupassen. Das nächste Mal, als ich mit einem Fahrrad unterwegs bin, ist es Nacht, und meine Azetylengaslampe funktioniert nicht richtig. Ich hüte die mickrige Flamme mit aller Sorgfalt, wegen der gesetzlichen Vorschrift. Ich habe es eilig, aber ich fahre im Schneckentempo, um ja nicht das flackernde Lämpchen auszulöschen. Ich erreiche die Stadtgrenze und lasse damit den Geltungsbereich der Verordnungen hinter mich. Jetzt rase ich wie besessen los, um die verlorene Zeit wettzumachen. Eine halbe Meile weiter kriegt mich ein Polizist zu fassen, und am nächsten Morgen erklärt man mich vor dem Polizeigericht für schuldig. Die Stadtgrenzen waren heimtückischerweise um eine Meile weiter nach draußen verlegt; das hatte ich nicht gewußt. Oder ich berufe mich zum Beispiel auf mein unantastbares Recht der Redefreiheit und mein Recht, friedliche Versammlungen abzuhalten; ich klettere auf eine

Seifenkiste und lasse mich über bestimmte ökonomische Probleme aus, die mir im Kopf herumschwirren. Ein Polizist kommt, holt mich von der Kiste runter und bringt mich zum Stadtgefängnis, von wo ich nur gegen Kaution freikomme. Es hat keinen Zweck. In Korea wurde ich fast jeden zweiten Tag verhaftet. In der Mandschurei erging es mir nicht besser. Als ich das letzte Mal in Japan war, landete ich im Gefängnis, weil man mich für einen russischen Spion hielt. Ich hatte absolut nichts damit zu tun, aber ich wurde trotzdem eingesperrt. Es ist hoffnungslos. Das Schicksal hat mich für die Rolle des Gefangenen von Chillon auserkoren.

Einmal hypnotisierte ich einen Polizisten im Stadtpark von Boston. Mitternacht war vorbei, und er hatte guten Grund, mich festzunehmen. Aber noch ehe ich zu Worte kam, hatte er mir einen Vierteldollar zugesteckt und mir die Adresse einer Gastwirtschaft genannt, die die ganze Nacht geöffnet war. Oder der Polizist in Bristol in New Jersey, der mich geschnappt hatte und wieder laufen ließ, der Himmel weiß, warum, denn Anlaß hatte ich ihm genug gegeben, mich zu verhaften. Ich könnte wetten, ich habe ihm einen solchen Stoß versetzt, wie ihm wohl in seinem ganzen Leben keiner mehr verpaßt worden ist. Das kam so: Um Mitternacht probierte ich es mit einem Güterzug, der Philadelphia verließ. Die Bremser schmissen mich. Der Zug fuhr langsam durch das Gewirr von Gleisen und Weichen des Güterbahnhofs. Ich probierte es noch einmal und wurde wieder geschmissen. Ich konnte mich nämlich nur draußen an die Wagen hängen, denn es war ein Güterexpress, alle Türen waren verschlossen und versiegelt.

Als ich das zweite Mal flog, wollte mich der Bremser belehren. Er erklärte mir, daß ich mein Leben aufs Spiel setze, daß es ein Eilzug sei. Ich machte ihm klar, daß ich an einiges Tempo gewöhnt sei, aber es nützte nichts. Er sagte, er würde mir nicht erlauben, Selbstmord zu begehen, und so mußte ich mich geschlagen geben. Trotzdem riskierte ich es ein drittes Mal. Ich sprang zwischen zwei Waggonen auf die Puffer. Es waren die schmalsten Puffer, die ich je gesehen habe; ich meine nicht die allgemein üblichen eisernen Puffer, die von der Kupplung zusammengehalten werden und immer gegeneinander stoßen und reiben. Ich hatte es mit Balken zu tun, die wie riesige Klampen direkt über den Puffern die Enden der Wagen verbinden. Wer also auf den Puffern mitfährt, steht mit je einem Fuß auf diesen Klampen und hat die Puffer knapp unter sich zwischen den Füßen.

Die Pufferbalken oder Klampen, auf denen ich mich befand, waren aber nicht die zur damaligen Zeit bei den geschlossenen Güterwagen üblichen breiten, bequemen Balken. Im Gegenteil, sie waren sehr schmal - nicht breiter als anderthalb Zoll. Nicht einmal die halbe Sohle

hatte darauf Platz. Außerdem gab es nichts, wo ich mich mit den Händen hätte festhalten können. Zwar hatte ich die Stirnwände der beiden Waggon; aber diese Wände waren glatte, senkrechte Flächen. Es gab keine Griffe. Mein einziger Halt bestand darin, die Handflächen gegen die Waggonenden zu stemmen. Das wäre schon gegangen, wenn die Klammern unter meinen Füßen ein bißchen breiter gewesen wären.

Als der Güterzug Philadelphia hinter sich gelassen hatte, begann er seine Fahrt zu beschleunigen. Jetzt verstand ich, was der Bremser mit Selbstmord gemeint hatte. Der Zug fuhr immer schneller. Es war ein Güterexpress, und nichts hielt ihn auf. Auf dieser Strecke liefen vier Gleise nebeneinander. Mein ostwärts gehender Güterzug brauchte sich um keine entgegenkommenden Güterzüge oder ihn überholenden Schnellzüge zu kümmern. Er hatte ein eigenes Gleis für sich allein, und das nutzte er aus. Ich war in einer heiklen Situation. Mit den Fußkanten stand ich auf dem schmalen Untergrund, und mit den Handflächen stemmte ich mich verzweifelt gegen die glatten, senkrechten Wände der Waggonen. Und die Waggonen bewegten sich, bewegten sich unabhängig von einander, auf und nieder, vor und zurück. Habt ihr mal einen Zirkusakrobaten gesehen, der stehend auf zwei Pferden reitet, mit je einem Fuß auf dem Rücken je eines Pferdes? Ich kam mir ungefähr genauso vor, nur gab es einige Unterschiede. Der Zirkusakrobat hat die Zügel zum Festhalten; ich hatte nichts. Er kann mit der ganzen Sohle auftreten, ich nur mit den Kanten. Er kann mit den Beinen und seinem ganzen Körper nachgeben, kann dadurch sein Körpergewicht verlagern und so das Gleichgewicht herstellen; ich aber war gezwungen, aufrecht zu stehen und die Beine durchzudrücken. Er reitet mit dem Gesicht nach vorne; ich fuhr seitlich. Und fällt er wirklich herunter, rollt er nur ins Sägemehl; ich aber wäre zwischen den Rädern zermalmt worden.

Jener Güterzug hatte eine wahnwitzige Geschwindigkeit. Er ratterte und kreischte, raste durch die Kurven, donnerte über Viadukte, das eine Waggonende ging hoch, wenn das andere runterging, oder das eine schleuderte nach rechts, wenn im gleichen Moment das andere nach links stieß, und ich dazwischen betete, der Zug möge endlich halten. Aber er hielt nicht. Er mußte nirgends halten. Zum ersten, letzten und einzigen Mal in meiner Vagabundenzeit erhielt ich alles, was ich nur wünschen konnte. Ich gab meine Position auf den Puffern auf und schaffte es tatsächlich, auf eine der eisernen Seitenleitern zu gelangen; es war ein hartes Stück Arbeit, denn noch nie war ich Waggonenden begegnet, die so mit Hand- und Fußstützen geizten wie diese.

Da hörte ich die Lokomotive pfeifen und merkte, daß sich die

Geschwindigkeit verlangsamte. Ich wußte, daß der Zug nirgends halten würde, aber ich war entschlossen, einen Absprang zu riskieren, sobald das Tempo einigermaßen nachließ. Die Bahnlinie machte jetzt einen Bogen, mußte eine Brücke oder einen Kanal überqueren und führte dann durch die Stadt Bristol. Dadurch wurde der Zug zu langsamer Fahrt gezwungen. Ich hing an der Seitenstiege und wartete ab. Ich wußte nicht, daß die Stadt, der wir uns näherten, Bristol war. Ich wußte auch nicht, warum die Geschwindigkeit nachließ. Ich wußte lediglich, daß ich herunter wollte. Ich strengte meine Augen in der Dunkelheit an, um einen Bahnübergang zu entdecken, auf dem man landen könne. Ich war ziemlich hinten auf dem Zug, und ehe mein Waggon die Stadt erreichte, hatte die Lok praktisch schon den Bahnhof passiert, und ich spürte, wie die Geschwindigkeit wieder zunahm.

Dann kam die Straße. Es war zu dunkel, um erkennen zu können, wie breit sie war oder was sich auf der anderen Seite befand. Ich wußte, ich würde die ganze Straßenbreite brauchen, um mich nach dem Aufprall auf den Beinen zu halten. Ich sprang auf der gleisfreien Seite ab. Das klingt einfach. Unter Abspringen verstehe ich folgendes: An der Seitenstiege hängend, beugte ich den Oberkörper in Fahrtrichtung so weit wie irgend möglich vor, damit der Spielraum für das Rückfallmoment im Augenblick des Abspringens möglichst groß wurde. Das Wesen der Sache bestand darin, die Beschleunigung, die der Zug meinem Körper erteilt hatte, soweit wie möglich abzufangen. Als meine Füße den Boden berührten, hatte mein Körper in der Luft eine Rückwärtsneigung von fünfundvierzig Grad. Ich hatte die Beschleunigung schon teilweise gemindert, denn als meine Füße auftrafen, schlug ich nicht im gleichen Moment nach vorn aufs Gesicht, vielmehr stellte sich mein Körper lotrecht und begann dann sich nach vorn zu neigen. Mein Körper hatte immer noch dieselbe Geschwindigkeit, während meine Füße sie durch die Berührung mit der Erde bereits verloren hatten. Diese verlorene Geschwindigkeit mußte ich ihnen jetzt von neuem geben, indem ich sie so schnell, wie ich konnte, hob und vorwärts rannte, um sie unter meinem sich nach vorn neigenden Körper zu halten. Das Ergebnis war, daß meine Füße einen rasenden und dröhnenden Trommelwirbel quer über die Straße schlugen. Ich wagte nicht anzuhalten, sonst wäre ich der Länge nach hingeschlagen. Ich mußte in Bewegung bleiben, solange es ging.

Ich jagte wie ein willenloses Geschoß dahin und hatte die ganze Zeit über Angst davor, was mich auf der anderen Straßenseite erwartete. Ich hoffte nur, es würde keine Steinmauer und kein Telegrafmast sein. Gleich darauf stieß ich mit etwas zusammen. Um Himmels willen! Ich sah ihn einen Augenblick, bevor das Unheil geschah:

Ausgerechnet ein Polizist, der in der Dunkelheit stand! Wir stürzten beide hin und rollten übereinander. Aber auch diese bejammernswerte Kreatur reagierte so automatisch, daß sie im Moment des Zusammenpralls die Hand ausstreckte, mich packte und nicht mehr losließ. Wir waren beide ganz schön angeschlagen, und als er wieder zu sich kam, hielt er sich immer noch an einen lammfrommen Landstreicher geklammert.

Hätte der Polizist nur einen Schimmer Phantasie gehabt, hätte er mich für einen Reisenden aus anderen Welten halten müssen, für einen Marsmenschen, der gerade herabgefallen war; denn in der Dunkelheit hatte er nicht sehen können, wie ich vom Zug absprang. Seine ersten Worte waren auch prompt: »Wo kommst du denn her?« und die nächsten, bevor ich noch etwas sagen konnte: »Ich hätte verdammte Lust, dich einzubuchten!« Diese Reaktion kam gleichfalls rein mechanisch, davon bin ich fest überzeugt. Er war wirklich einer von der gutherzigen Sorte, dieser Polizist, denn nachdem ich ihm eine »Geschichte« erzählt und ihm geholfen hatte, seine Uniform abzuklopfen, gab er mir Frist bis zum nächsten Güterzug, um aus der Stadt zu verschwinden. Ich stellte zwei Bedingungen: erstens, daß es ein Güterzug in Richtung Osten sein müsse und zweitens, daß es kein Eilzug sein dürfe, bei dem alle Türen versiegelt und verschlossen sind. Er erklärte sich damit einverstanden, und ich schloß mit ihm den Vertrag von Bristol, dessen Bedingungen mich vor dem Gefängnis bewahrten.

Ich entsinne mich einer anderen Nacht in der gleichen Gegend, als ich um ein Haar mit einem Polizisten zusammenprallte. Wäre es wirklich dazu gekommen, hätte ich ihn wie einen Zylinderhut zusammengedrückt, denn ich segelte von oben auf ihn herab, ohne jeden Halt, und etliche andere Polizisten waren mir auf den Fersen, um mich zu schnappen. Das kam so: Ich hatte in Washington in einer Mietstallung logiert, wo ich eine Box und jede Menge Pferdedecken ganz für mich allein hatte. Als Gegenleistung für solch eine komfortable Unterkunft mußte ich jeden Morgen eine lange Reihe Pferde versorgen. Vielleicht wäre ich noch heute dort, aber die Polizei mischte sich ein.

Als ich eines Abends gegen neun Uhr in den Stall zurückkam und schlafen gehen wollte, fand ich eine fröhliche Runde beim Kartenspiel vor. Es war Markttag gewesen, und alle Neger hatten Geld. Sicher ist es angebracht, die örtliche Lage etwas näher zu beschreiben. Die Mietstallung führte auf zwei Straßen hinaus. Ich war von vorne hereingekommen, durch das Büro gegangen und dann durch den Gang zwischen den beiden Stallreihen, der so lang war wie das Gebäude und hinten einen Ausgang auf die andere Straße hatte. Mitten in diesem

Gang saßen zwischen den Pferdeboxen unter einer Gasfunzel an die vierzig Neger. Ich gesellte mich zu ihnen und sah zu. Ich war pleite und konnte nicht mitspielen. Der Bankhalter paßte dauernd, obwohl er hätte melden und die Bank nehmen können. Er forderte sein Glück heraus, und jedesmal, wenn er paßte, wurde der gesamte Einsatz verdoppelt. Alle möglichen Sorten Geld lagen auf dem Boden. Ich war fasziniert von dem Spiel. Mit jedem Passen wuchsen die Chancen, daß der Neger bei der nächsten Runde nicht wieder passen könnte. Es war maßlos aufregend. Und gerade in dem Augenblick wurde laut gegen die Türen gedonnert, die nach hinten hinausgingen.

Ein Teil der Neger stürzte in die entgegengesetzte Richtung. Ich hielt in meiner Flucht einen Augenblick inne, um mir von den Geldstücken auf der Erde einige zu greifen. Das war kein Diebstahl; das war nur recht und billig. Alle, die nicht losgerannt waren, versuchten noch etwas an sich zu raffen. Die Türen wurden eingeschlagen und flogen nach innen auf; ein Schwarm Polizisten drängte herein. Wir strömten in die andere Richtung. Im Büro war es dunkel, und wir konnten nicht alle auf einmal durch die schmale Tür nach draußen. Es gab ein ziemliches Gedränge. Ein Neger stürzte sich durch das Fenster und nahm gleich den halben Rahmen mit; andere folgten ihm. Hinter uns nahmen Polizisten die ersten gefangen. Ein großer Neger und ich versuchten uns gleichzeitig durch die Tür zu zwängen. Er war größer als ich, schubste mich zur Seite und war als erster draußen. Im nächsten Augenblick traf ihn ein Knüppelhieb auf den Kopf, und er brach wie ein Stier zusammen. Draußen empfing uns noch eine Abteilung Polizisten. Sie wußten, daß sie dem Ansturm mit bloßen Händen nicht gewachsen waren, und schwenkten deshalb ihre Knüppel. Ich stolperte über den gefallen Neger, der mich zur Seite gedrängt hatte, duckte mich vor einem niedersausenden Knüppel, tauchte zwischen den Beinen eines Polizisten hindurch und war frei. Und wie ich rannte! Vor mir war ein langer Mulatte; ich raste hinter ihm her. Er kannte die Stadt besser als ich, und ich wußte, daß die Richtung, die er angab, Sicherheit bedeutete. Er aber hielt mich für einen Polizisten, der ihn verfolgte. Er sah sich nicht einmal um. Er lief einfach. Ich hatte gute Lungen, ich hing an seinen Fersen, bis ich ihn fast zu Tode gehetzt hatte. Schließlich stolperte er erschöpft, sank auf die Knie und ergab sich mir. Als er gewahr wurde, daß ich gar kein Polizist war, rettete mich nur der Umstand, daß ihm die Luft ausgegangen war.

Das war der Grund, weshalb ich Washington verlassen hatte; nicht wegen des Mulatten, sondern wegen der Polizei. Ich ging zum Bahnhof und erwischte die erste Blindplattform auf dem Pennsylvania-Expreß. Als der Zug richtig in Fahrt war und ich seine Geschwindigkeit bemerkte, wurde mir unbehaglich zumute. Das hier

war eine viergleisige Strecke, wo die Lokomotiven während der Fahrt Wasser aufnehmen. Andere Landstreicher hatten mich schon vor langer Zeit davor gewarnt, die erste Blindplattform von Zügen zu benutzen, deren Loks unterwegs Wasser nehmen. Ich will es näher erklären. Zwischen den Schienen befinden sich flache Metallrinnen. Wenn die Lok in voller Fahrt darüber hinwegsaust, klappt eine Art Ansaugrohr in diese Rinnen. Dadurch kann alles Wasser, das in den Rinnen ist, nach oben gesaugt werden und füllt den Tender auf.

Irgendwo zwischen Washington und Baltimore spürte ich plötzlich einen feinen Sprühregen, als ich so auf der ersten Blindplattform saß. Das störte mich nicht weiter. Aha, dachte ich bei mir, es ist also nur Bluff, daß die Wasseraufnahme in voller Fahrt einem auf der ersten Plattform unangenehm werden kann. Was tut schon so ein bißchen Sprühregen? Dann begann ich, diese Vorrichtung zu bewundern. Das war doch wenigstens eine Eisenbahnfahrt! Hörst mir auf, mit euren primitiven Linien im Westen anzugeben. In diesem Moment war der Tender voll, die Rinnen aber noch nicht leer. Eine Wasserflut stürzte hinten über den Tender und ergoß sich über mich. Ich war naß bis auf die Haut, als wäre ich über Bord gegangen.

Der Zug fuhr in Baltimore ein. In den großen Städten im Osten ist es üblich, daß die Gleise parallel zu den Straßen, aber tiefer auf dem Grunde eines großen Einschnitts verlaufen. Als der Zug in den erleuchteten Bahnhof einfuhr, machte ich mich auf meiner Plattform so klein wie möglich. Trotzdem sah mich ein Bahnbeamter und setzte mir nach. Zwei andere folgten ihm. Der Bahnhof lag praktisch hinter mir, und ich rannte geradeaus die Gleise entlang. Ich steckte in einer Falle. Zu beiden Seiten erhoben sich die steilen Wände des Einschnitts. Versuchte ich, da hinaufzukommen, rutschte aber ab, mußte ich den Polizisten unweigerlich in die Hände fallen. Ich rannte also immer weiter und suchte dabei die Wände des Einschnitts nach einer günstigen Stelle ab, wo ich hinaufklettern konnte. Endlich fand ich eine, nachdem ich unter einer Brücke hindurchgelaufen war, über die eine normale Straße führte. Auf allen vieren klomm ich die steile Wand hoch. Die drei Bahnbeamten folgten mir.

Oben angelangt, befand ich mich auf einer freien Fläche. Auf der einen Seite war eine niedrige Mauer, die die Abgrenzung zur Straße bildete. Mir blieb keine Zeit zu langen Nachforschungen. Sie waren mir auf den Fersen. Ich stürzte auf die Mauer zu und sprang hinüber. Und genau das war die größte Überraschung meines Lebens. Im allgemeinen hat man von einer Mauer die Vorstellung, daß sie auf beiden Seiten gleich hoch ist. Bei dieser Mauer war das nicht so. Die freie Fläche lag nämlich viel höher als die Straße. Auf meiner Seite war folglich die Mauer niedrig, aber auf der anderen ... Als ich so ohne

jeden Halt über die Mauer sauste, war mir, als würde ich mit den Füßen voran in einen Abgrund stürzen. Tief unter mir auf dem Bürgersteig sah ich im Schein einer Straßenlaterne einen Polizisten. Es müssen an die neun bis zehn Fuß gewesen sein bis dort unten. Aber bei dem Schreck, plötzlich zwischen Himmel und Erde zu schweben, kam es mir doppelt so tief vor.

Ich straffte mich in der Luft und landete unten. Zuerst dachte ich, ich würde genau auf den Polizisten fallen. Ich streifte ihn, als ich mit einem scharfen Aufprall auf dem Bürgersteig zum Stehen kam. Es ist ein wahres Wunder, daß er nicht vor Schreck tot umfiel, denn er hatte mich nicht kommen hören. Es war genau wie die Sache mit dem Marsmenschen. Der Polizist sprang zur Seite. Er schreckte vor mir zurück, wie ein Pferd vor einem Auto. Doch schon griff er nach mir. Ich blieb gar nicht erst stehen, um ihm die Sache zu erklären, das überließ ich meinen Verfolgern, die sich vorsichtig von der Mauer herabließen. Ich nahm die Beine unter den Arm, lief eine Straße hinauf und die nächste hinunter, verschwand um ein paar Ecken und konnte ihnen schließlich entkommen.

Nachdem ich etwas von dem Geld, das ich bei der Kartenspielgeschichte ergattert, verjubelt und so die Zeit tot geschlagen hatte, kehrte ich nach einer Stunde wieder zu dem Eisenbahneinschnitt zurück, wo ich außer Reichweite der Bahnhofslampen auf einen Zug wartete. Ich hatte mich wieder beruhigt, fror aber erbärmlich in meinen nassen Sachen. Schließlich lief ein Zug in den Bahnhof ein. Ich duckte mich in der Dunkelheit und sprang auf, als er abfuhr. Diesmal paßte ich gut auf, daß ich die zweite Blindplattform erwischte. Ich war nicht noch einmal scharf darauf, während der Fahrt Wasser aufzunehmen. Der Zug fuhr vierzig Meilen, bis er zum erstenmal hielt. Ich sprang auf einem erleuchteten Bahnhof ab, der mir verdammt bekannt vorkam. Ich war wieder in Washington gelandet. Irgendwie war ich in meiner Aufregung, von Baltimore wieder wegzukommen, nach der Jagd durch fremde Straßen durcheinandergeraten und hatte den Zug aus der falschen Richtung erwischt. Ich hatte eine Nacht Schlaf verloren, war naß bis auf die Haut und war um mein Leben gerannt; und trotz all dieser Mühen war ich da, wo ich angefangen hatte. O nein, das Vagabundenleben ist kein Zuckerlecken. Aber ich ging nicht zurück in den Mietstall. Ich hatte einen ganz guten Griff getan und wollte nicht unbedingt mit den Negern abrechnen. Also nahm ich den nächsten Zug und frühstückte in Baltimore.

Nachwort

Die Erfahrungen, die dem Bericht »Abenteuer eines Tramps« zugrunde liegen, hatte Jack London unmittelbar nach der Wirtschaftskrise 1893/94 machen müssen; sie brachten ihm völlig neue Erkenntnisse und bildeten den Abschluß seiner Jugendjahre. Jack London wurde 1876 in San Francisco im amerikanischen Staat Kalifornien geboren. Seine Eltern entstammten der kleinbürgerlichen Mittelschicht, deren Existenz nie besonders sicher gewesen ist. Entsprechend unstet war das Leben des Jungen, der sich als Zeitungsverkäufer, als heimlicher Austernfischer und danach als polizeilich bestellter Verfolger eben dieser Austernpiraten versucht hatte. Als die Wirtschaftskrise, die die amerikanische Gesellschaft in den Jahren 1893/94 erschütterte, ihren Höhepunkt erreicht hatte, lag hinter Jack London gerade eine siebenmonatige Fahrzeit als Vollmatrose. Sie hatte ihn in seiner Ansicht bestärkt, daß ein junger, kräftiger, gesunder Mensch voller Zuversicht und Selbstvertrauen in seine Zukunft blicken könnte und daß jede schwierige Situation eine Herausforderung seiner Kraft und zugleich eine Gelegenheit zur Bewährung und Selbstbestätigung sein würde.

Noch begriff der junge Seemann nicht, daß diese Krise härter war als die in gewissen Abständen vorausgegangenen Krisenzeiten, noch durchschaute er nicht das Ausmaß des Elends, das dadurch verursacht wurde, daß einige der großen Industriekonzerne eine Vielzahl kleinerer Unternehmen mit in den Bankrott hineingerissen hatten und eine ständig sich vergrößernde Zahl von Arbeitslosen die Grundwidersprüche, die Kluft zwischen Arm und Reich und die ungerechte Verteilung des Gewinns der Arbeit, immer deutlicher sichtbar werden ließ. Die Arbeiterklasse begann ihren Kampf zu organisieren und führte eine Reihe größerer Streiks durch, die von den Unternehmern wütend bekämpft wurden.

Aber nicht diese Streiks erregten Jack Londons Aufmerksamkeit; ihn interessierte zunächst vielmehr das Unternehmen, das von einem liberalen Unternehmer in Angriff genommen worden war und das als Marsch der Armee Coxey auf Washington in die amerikanische Sozialgeschichte und in das Werk Jack Londons eingegangen ist. Jacob Sechler Coxey versuchte, dem Massenelend durch zwei Gesetzesvorlagen für eine großzügigere Papiergeldausgabe und für vermehrte öffentliche Arbeiten, wie z. B. Straßenbau, beizukommen. Um seinen Vorlagen bei der Regierung mehr Gewicht zu verleihen,

wollte Coxey 100000 Menschen nach der Bundeshauptstadt in Marsch setzen. Ihm selbst gelang es wegen des Boykotts, den sein Unternehmen durch die Eisenbahngesellschaften erfuhr, nur etwa 500 Mann bis nach Washington durchzubringen. Aber er blieb nicht der einzige, der entschlossen war, die hoffnungslose Lage der Arbeitslosen in größeren Demonstrationen sichtbar zu machen. Ein gewisser »General« Charles T. Kelly war ebenfalls von Kalifornien aus mit mehr als 1500 Mann in Güterwagen aufgebrochen, um Coxey's Armee zu unterstützen. Von dieser Gruppe hatte Jack London, der gerade an Land zurückgekehrte Seemann, gehört. Ihm wollte er sich anschließen, verpaßte aber den Tag des Aufbruchs und konnte die Männer des »Generals« Kelly erst einholen, als diese in Council Bluffs, einem Eisenbahnknotenpunkt im mittelwestlichen Staat Iowa, festsaßen. Auch ihnen hatte man weitere Transportmöglichkeiten verweigert, und auch diese Demonstrantengruppe erreicht Washington nur in stark gelichtetem Zustand und nach einer sehr abenteuerlichen zweiten Reishälfte, die man teils zu Fuß und teils auf dem Wasserweg mit Flößen zurückgelegt hatte, ganz so, wie Jack London dies getreulich beschreibt.

Der hier vorliegende Bericht über die sehr einschneidenden Erfahrungen, die Jack London als Gefährte der Tramps und Hobos sammeln konnte, erfährt eine Ergänzung in einem Abschnitt des bereits 1905 erschienenen Buches »Der Klassenkampf« (The War of the Classes), in dem der Autor erklärt, wie er Sozialist geworden sei. Dabei wird ganz deutlich, daß der entscheidende Anstoß die gründliche Bekanntschaft mit dem Elend und der Hoffnungslosigkeit war, die Jack London während seiner Trampzeit machen mußte. Eben hatte er sich noch als Herr seines eigenen Schicksals gefühlt, überzeugt davon, daß der Tüchtige freie Bahn habe, und wenig später mußte er erkennen, daß die meisten der Hobos und Eisenbahnvagabunden, die er jetzt am Boden der Gesellschaft kennenlernte, auch gleich ihm ein Leben voller optimistischer Erwartungen begonnen hatten. Sie waren keine Landstreicher aus Passion, sondern aus Not und Verzweiflung. Und Jack London bekennt, daß auch ihn damals, bei seiner ersten Berührung mit den Stiefkindern der Wohlstandsgesellschaft, ein namenloser Schrecken packte und daß der schrankenlose Individualismus zugunsten von etwas völlig Neuem aus ihm herausgeprügelt worden ist.

Jack Londons »Abenteuer eines Tramps«, die er mit den vielen anderen Hobos teilte, die jede Hoffnung auf ehrliche Arbeit und ein geregeltes menschliches Leben aufgegeben hatten, waren nicht eine unter vielen Episoden, die einem aufregenden Leben Reiz und Farbe verliehen. Sie waren mit die einschneidendste Erfahrung, die der junge

Mensch, noch ehe er sich als Autor zu regen begann, machen mußte. Sie bewegten ihn zur Aufgabe einer fast leichtsinnig individualistischen Lebensphilosophie, weckten in ihm Fragen, die zu einer vertieften Gesellschaftserkenntnis hinführten, und brachten ihn schließlich in die unmittelbare Nachbarschaft sozialistischen Gedankenguts. In dieser Phase seiner Entwicklung verband ihn seine eigene gefährdete soziale Lage sehr eng und ohne innere Widersprüche oder Vorbehalte mit dem Schicksal seiner proletarischen Klassenossen und Leidensgefährten. Es gelang ihm, auf dem Boden dieser Übereinstimmung, aus jedem seiner persönlichen Erlebnisse die im Interesse seiner Klasse liegenden verallgemeinerungswerten Erkenntnisse abzuleiten und sich sehr eng mit den Menschen zu verbinden, deren Los er teilte und die später seine treuesten Leser werden sollten.

Die Harmonie zwischen der proletarischen Klassenbindung Jack Londons und seinem Engagement für eine Umgestaltung der Welt im Interesse eben dieser Klasse wurde in dem Maße gefährdet, wie Jack London auf seinem Wege als Schriftsteller zu Ruhm und Ehren gelangte und ihm die Anerkennung in der einzigen Form zuteil wurde, in der die bürgerliche Wettbewerbsgesellschaft den Wert eines Menschen oder einer Leistung zu messen bereit ist: in Dollars. Jack London war stolz darauf, daß die Arbeiter in vielen Ländern sein Werk schätzten; er bewertete aber die materielle Anerkennung, die ihm nach der Jahrhundertwende und nach dem Erscheinen seiner berühmten Romane »Der Ruf der Wildnis« (The Call of the Wild, 1903), »Der Seewolf« (The Sea Wolf, 1904) und »Weißzahn, der Wolfshund« (White Fang, 1906) in immer reicherm Maße zuzufließen begann, zugleich auch als eine Bestätigung seines Eigenwerts als starke Persönlichkeit, als besonderer Mensch, der aus der Masse herausragt und sich seine eigenen Gesetze geben kann.

Seine Erfahrungen aus der Trampzeit wurden nun teilweise wieder überdeckt von der Faszination, die der ausdauernde, listenreiche, körperlich starke und geistig überlegene Jack London ausübte. Eine solche Einstellung ließ sich jedoch - und auch das wird teilweise in Jack Londons späterem Werk, vor allem in dem autobiographischen Entwicklungsroman »Martin Eden« (1909) deutlich - nicht durchhalten, ohne daß sich der Autor der Widersprüchlichkeit seiner Position in quälender Weise bewußt werden mußte. Er haßte natürlich auch in der letzten Phase seines Lebens die Ausbeuter und Unterdrücker, die den Menschen herabwürdigten zum Arbeitstier. Aber er lebte selbst zugleich von einem florierenden kapitalistischen Literaturmarkt, der genau nach dem vom Profitstreben diktierten Wirtschaftssystem, das er zu hassen gelernt hatte, abließ.

Er wollte das Beste für seine Klassenbrüder, aber er glaubte zugleich auf Grund seines eigenen, so schwer errungenen materiellen Erfolgs, daß Armut doch letzten Endes auch ein Zeichen von Schwäche sei, daß im Rennen um ein anständiges Leben nur der zurückfalle, der sich nicht wirklich anstrengt, und daß dem Programm der Sozialisten nicht der Vorwurf erspart werden kann, daß es auch all den Schwächlingen, die gar keine Förderung verdienen, zugute kommen wird. Freilich hatte er selbst auch den Weg durch die Erniedrigung gemacht, aber sich danach - stets der schrecklichen Erfahrung bewußt und von ihr eher beflügelt als gelähmt - nach oben durchgebissen. Aber er ist dabei eben doch nicht dem Widerspruch entgangen, daß er sich durch seine neue Existenz und durch die dieser Existenz zugrunde liegende Erwerbsweise immer weiter von seiner sozialen und ideologischen Ausgangsposition entfernte. Hier gewann eine neue Realität Macht über ihn, der er sich im Jahre 1916 schließlich nur noch durch die Flucht aus dem Leben entziehen konnte.

Seine Lebensdaten umschließen eine der wichtigsten und zugleich unheilvollsten Perioden in der amerikanischen Geschichte: die Zeit der Herausbildung des Monopolismus und Imperialismus. Sie ist zugleich eine Zeit, in der unversöhnliche, ständig schärfer werdende Widersprüche entstehen, die das Leben eines jeden einzelnen Menschen entscheidend beeinflussen. Wenngleich auch Jack London selbst letztlich diesen Widersprüchen erlegen ist, so liegt der bleibende Wert seines umfangreichen Gesamtwerks neben seiner Kunst der Menschendarstellung und neben der unübertroffenen Weise, eine gute Geschichte gut zu erzählen, vor allem in der Art, wie er diese Widersprüche aufdeckt. Er doziert nicht über sie in einer Weise, die der künstlerischen Wirkung eines Romans abträglich wäre, und er verabreicht keine literarisch aufgemachten Leitartikel über die Besonderheiten der monopolistischen Wirtschaftsweise, sondern zeigt seinen Lesern das Wesen der Ausbeutergesellschaft an Beispielen, die sie selbst erfahren haben mögen oder jederzeit nachprüfen können. In unserem Band über die Abenteuer eines Tramps z. B. in jenem Teil des Berichts, wo er von der »Initiative und Unternehmungslust« kleiner Gauner (er selbst eingeschlossen) auf die Geschäftspraktiken und die Geschäftsmoral von Leuten schließt, die weit über ihm standen und »die es in größerem Maßstabe und respektablen Verkleidungen als Kaufleute, Bankiers und Industriefürsten ganz ebenso wie wir machten«.

Auch in seinen anderen Meisterwerken bediente sich Jack London oft des lehrhaften Vergleichs, der in der Übertragung von Erfahrungen aus der kleinen Welt, in der er gewonnen wurde, auf die große Welt, auf die er eigentlich gemünzt ist, wesentlich zur Erkenntnis der

Grundzüge dieser Welt beiträgt und all denen die Augen öffnet, die ihren Zustand verändern möchten. Das bekannteste Lehrbeispiel hat er aus dem Zusammenleben der Schlittenhunde, aus ihrer Rivalität und ihren Kämpfen abgeleitet. Als Gesetz vom Überleben des Stärkeren und Rücksichtslosesten bestimmt es den Ideengehalt von »Der Ruf der Wildnis« und wird - aus der Perspektive der Tiere gesehen - ergänzt und teilweise sogar aufgehoben von dem Gesetz, das der knüppelbewehrte Mensch selbst dem stärksten der Schlittenhunde diktieren kann. Und abermals wird deutlich, daß der Sinn dieses parabelartigen Vergleichs natürlich nicht darin liegen kann, den Konkurrenzkampf innerhalb der menschlichen Gesellschaft unter Berufung auf die Naturgesetzlichkeit solcher im Tierreich zu beobachtenden Beißereien gutzuheißen und zu rechtfertigen. Im Gegenteil; hier wie auch in der unausgesprochenen Kritik am bürgerlichen Individualismus, der die Romane »Der Seewolf« und »Lockendes Gold« kennzeichnet, liegen dem Autor andere Ziele am Herzen als die Verherrlichung unmoralischer Gewalt, ungeistiger Brutalität und ungehemmter Profitsucht. Auch hier brennt unter den Schlacken, die es in Jack Londons Büchern zuweilen gibt, das gleiche leidenschaftliche Herz, das sich auch den Lesern dieses Bandes offenbart hat. Jack London kam aus dem amerikanischen Volk; Menschen aus dem Volk sind seine ersten und einzigen Helden gewesen. Ihr Kampf, ihre Mühen und ihre Siege, ihr Ringen und ihre Erniedrigung sind von ihm wie von keinem anderen zuvor zum Gegenstand der Literatur gemacht worden, und kein anderer Autor seiner Zeit konnte sich einer so treuen und so begeisterten Leserschar aus den Schichten, aus denen er kam und für die er vor allem schrieb, erfreuen.

Karl-Heinz Wirzberger